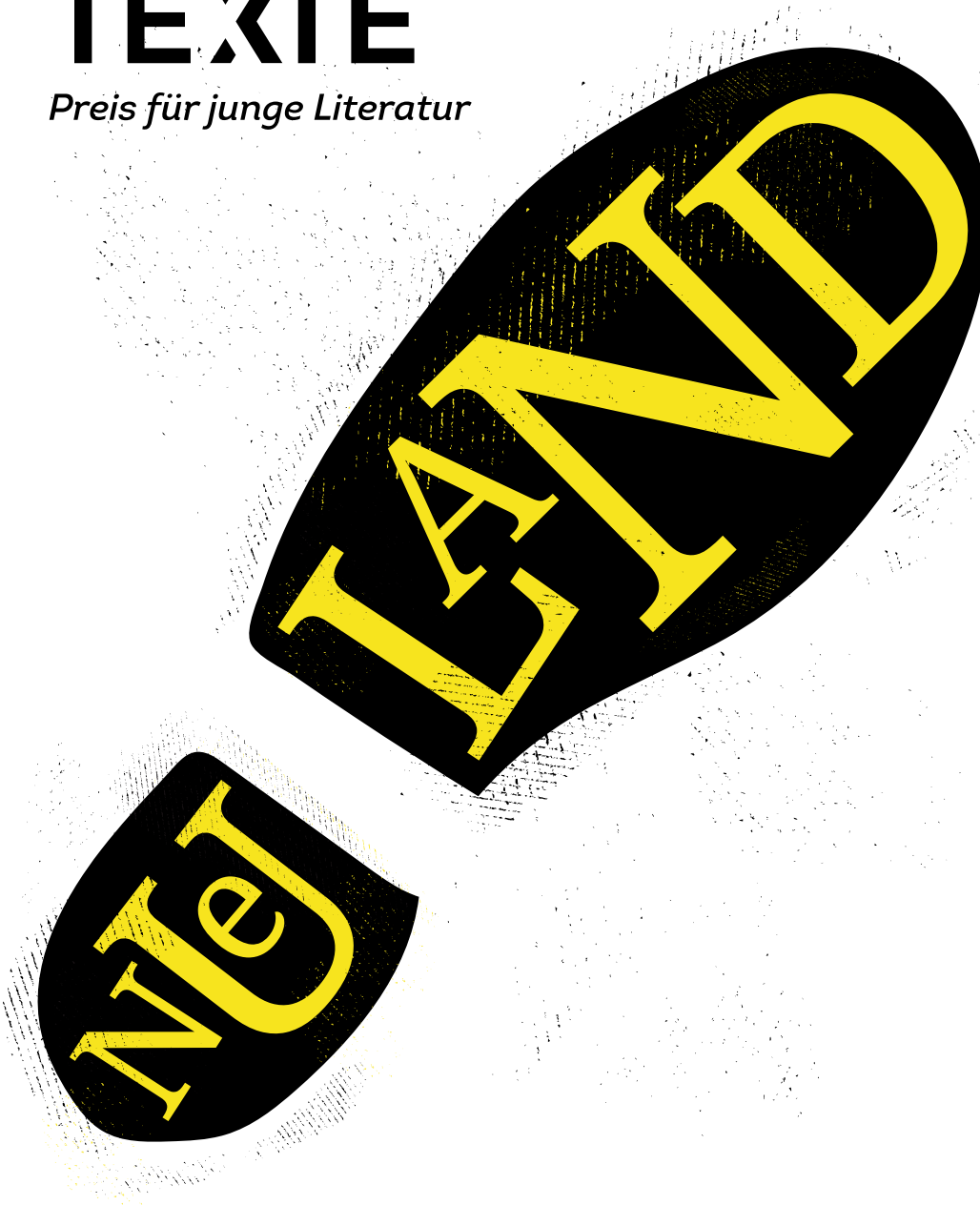
TEXTE

Preis für junge Literatur



Die fünfundzwanzig besten Texte

Herausgegeben von Anna Braendle

18

TEXTE

Preis für junge Literatur

Neu LAND

DIE 25 BESTEN TEXTE
2018

Herausgegeben von Anna Braendle

IMPRESSUM

Neuland. Die 25 besten Texte.
Herausgegeben von Anna Braendle.
Umschlaggestaltung und Satz: zwo / www.buerozwo.at
Druck im Auftrag der SOKO Lesen im Stadtschulrat für Wien.

© 2018 Verein Literarische Bühnen Wien.

Gefördert vom Stadtschulrat für Wien.

stadtschulrat für wien

Inhaltsverzeichnis

Grußwort CORNELIUS OBONYA 9
Zum Geleit BILDUNGSDIREKTOR HEINRICH HIMMER 10
Vorwort CHRISTOPH BRAENDLE 12

tränenspuckende brandmelder ESMA AHMEDI 15
Beim zweiten Mal ist es leichter, sagen sie ANNA BAUER 17
Weltenentfernt GAMZE CETIN 19
Wo sucht Teddy um Asyl an? PENELOPE DURAN 21
Das Punschkrapferl am Klavier LISA GMEINER 24
Patrone PATRICK GREEN 28
geraeusch tableau NORA HOFMANN 39
Hör auf die Stimme ANNA KLESSE 40
Luftholen FANNY KOELBL 42
Zu Rot CAROLINE KUBA 44
Granite State ANNA LASINGER 47
Wortflut JULIA LÜCKL 49
Der Vorhang FELICITAS MARTI 52
Sprint MARINA MITROVIC 56
Adaption DOROTHEA AGNES NEWERKLA 58
Es ist okay HANNAH OPPOLZER 61
Fall REGINA PIZZININI 65
Weitblick HELENE RAUCH 68
Grenzgang LARA ZOE RITTER 71
„Alles anders…?“ LAURA SARK 73
Können wir noch? SUSANNE SOPHIE SCHMALWIESER 77
Frühling THERESA SCHMIDBAUR 81
Damit zu leben lernen SARA SCHMIEDL 83
Weiter CHRISTINA UNTERBERGER 85
Die Insel in meinem Kopf VERENA WUGEDITSCH 87

Danksagung 90

Grußwort

Als Präsident des Vereins „Literarische Bühnen Wien“ möchte ich Sie herzlich begrüßen. Der von dieser Trägerorganisation ausgelobte Preis **Texte. Preis für junge Literatur** möchte anregen und keinen jungen Menschen im Regen stehen lassen, der sich für Literatur und Sprache interessiert. Er möchte erkunden und neue Kundschaft für die Sprache begeistern. Er möchte einladen und einen großen Bauchladen anbieten, allen, die aus den wunderbaren Angeboten der Literatur und der Sprache freien Herzens und nach Lust und Laune wählen möchten.

Der Gründer und Intendant des Preises, Christoph Braendle, steht als Schriftsteller mit der ganzen Kraft seines Könnens hinter der Idee, besonders jungen Menschen einen Bereich zu eröffnen, der für sie sehr wichtig ist. Den Bereich der Kreativität über und durch Sprache, unsere ureigenste Ausdrucksform. Wenn wir als Kinder die ersten Worte finden und sie zu sprechen lernen, dann haben wir den ersten Schritt bereits getan. Den ersten Schritt in eine neue Welt des Begreifens, des Denkens und des Ausdrucks. Von da an bedarf es aber der kontinuierlichen Förderung dieser Gabe, die jedes Menschenkind da so ohne Weiteres bekommen hat. An uns erwachsenen Menschen liegt es ab diesem Zeitpunkt, Kindern den Umgang mit Sprache und damit mit den Gedanken an sich zu ermöglichen. Und im besten Falle entsteht dann etwas, was für uns doch das Wichtigste ist – die Möglichkeit, alles, was gedacht sein kann, auch zu denken und anderen mitteilen zu können. Also Kommunikation.

Wir haben es uns zur Aufgabe gemacht, jungen Menschen eine professionelle Begleitung auf diesem Weg anzubieten. Jugendliche haben unendlich viel Fantasie und sollten nach ihrer Kindheit Anregung erfahren, die Pfade in die eigene Gedankenwelt weiter auszutreten, keine Scheu zu haben, diese innere Welt auch anderen mitzuteilen. Denn so entsteht Literatur. Seien Sie eingeladen zu erkunden, zu erfahren. Seien Sie angeregt.

CORNELIUS OBONYA
PRÄSIDENT VEREIN LITERARISCHE BÜHNEN WIEN

Zum Geleit

Der Stadtschulrat für Wien freut sich über alle Aktivitäten, durch die Talente nachhaltig gefördert werden – so wie das bei **Texte. Preis für junge Literatur** der Fall ist!

Gerne setze ich hiermit die Dokumentationsreihe mit literarischen Talentproben von Schülerinnen und Schülern fort. Die Zahl der mitwirkenden Schulen ist wieder deutlich gestiegen im Vergleich zum Vorjahr. Bemerkenswert ist das Echo im deutschsprachigen Ausland – die Zahl der Teilnehmer/innen aus der Bundesrepublik Deutschland ist ganz kräftig gestiegen. Bemerkenswert ist darüber hinaus, dass viele Schüler/innen noch im Abschlussjahr ihrer AHS/BHS-Laufbahn an dem Wettbewerb teilnehmen und dann schon Studierende an diversen Universitäten sind, wenn es ins Finale geht. Bemerkenswert ist auch, dass immer mehr BMHS-Schüler/innen an dem Wettbewerb teilnehmen und ganz ausgezeichnet dabei abschneiden. Die Namen aller mitwirkenden Schulen finden Sie auf der Website des Wettbewerbs **www.texte.wien.**

Man muss diesen künstlerischen Wettbewerb nun schon als einen festen Bestandteil des Wiener Schulwesens betrachten.

Ich gratuliere allen Preisträgerinnen und Preisträgern herzlich – und natürlich freue ich mich über alle Teilnehmenden sehr!

Ich danke besonders dem Initiator und Leiter Christoph Braendle für seinen nimmermüden Einsatz, der ja weit über Organisatorisches hinausgeht – seine Workshops mit den jungen Talenten, für die er wieder namhafte Schriftstellerinnen und Schriftsteller gewinnen konnte, sind geradezu legendär.

Es ist uns eine Freude, mit dem Burgtheater und dem Literaturmuseum der Österreichischen Nationalbibliothek zusammenarbeiten zu können. Der Stadtschulrat für Wien unterstützt diesen Wettbewerb durch die Bekanntmachung an allen Schulen und die Drucklegung der besten Beiträge. Die Veröffentlichung dieser Arbeiten soll ein gutes Beispiel für viele Schülerinnen und Schüler sein, ihre literarischen Talente zu erkunden und zu erproben. Ich halte den Schreibwettbewerb für eine notwendige Ergänzung zu den deutlich pragmatisch ausgerichteten Schreibvorgaben für die Matura. Wir fördern die Lesefähigkeiten unserer Schülerinnen und Schüler. Aber: Lesen und Schreiben stehen in einem engen Zusammenhang, das Vorbild so ausgezeichneter literarischer Leistungen, wie sie hier vorgestellt werden, möge dazu dienen, dass die Beschäftigung mit Sprache in all ihren Erscheinungsformen als ein höchst lohnendes Ziel gesehen wird, wobei der Weg dahin allein schon das Ziel sein kann.

Ich gratuliere den jungen Literaturschaffenden sehr herzlich zu ihren beeindruckenden Leistungen und hoffe, dass es im nächsten Durchgang noch mehr Schülerinnen und Schüler sein werden, die sich auf das Wagnis und die Freude einlassen, sich literarisch zu erproben.

HEINRICH HIMMER
BILDUNGSDIREKTOR DES
STADTSCHULRATES FÜR WIEN

Liebe Autorin, lieber Autor.

Diese Broschüre ist Dir gewidmet. Sie enthält Deinen Betrag zum Kreativschreibwettbewerb **Texte. Preis für junge Literatur 2018,** der auch dank Dir ein wunderschöner Erfolg wurde mit vielen guten Arbeiten, die beweisen, dass entgegen aller Klischees die Fähigkeit, zu schreiben, nicht nur nicht am Aussterben ist, sondern vielleicht sogar einer neuen Blüte entgegeneilt.

Absolut beglückend ist es, Jahr für Jahr Begabungen und Talente zu entdecken, zu fördern und sie über eine schöne Weile hinweg begleiten zu dürfen. Vom Verein Literarische Bühnen Wien produziert und veranstaltet, hat der von mir geleitete Schreibwettbewerb für junge Leute im Alter von 14 bis 19 Jahren auch heuer wieder gezeigt, wie notwendig und wie beliebt dieses Forum ist und wieso es im Laufe kurzer Zeit internationalen Status erreichen konnte.

Die Arbeit an der deutschen Sprache in ihrer schriftlichen Form ist eine unbestrittene Voraussetzung für eine aufgeklärte, demokratische Gesellschaft. Sprachmächtigkeit zu pflegen und den jungen Leuten eine Plattform zu bieten, auf der sie sich austauschen und weiterentwickeln und ihre zum Teil erstaunlichen Fähigkeiten präsentieren können, macht **Texte. Preis für junge Literatur** zu einem unverzichtbaren Projekt.

Auf dem Weg ins Finale hatten die jungen Leute einen Bewerbungstext zum Thema „Neuland“ einzureichen. Alle literarischen Formen waren erlaubt, die Länge des Textes durfte allerdings 3000 Zeichen inkl. Leerzeichen nicht überschreiten. Aufgrund eines öffentlichen Votings und der Beurteilung durch unsere Fachjury erreichten 24 Mädchen und ein Bursche das Finale.

134 junge Leute aus Wiener Schulen, 69 aus Schulen der Bundesländer, 13 aus Deutschland und Vereinzelte aus der Schweiz, Polen, der Slowakei, Italien und Ungarn reichten uns dieses Jahr ihre Bewerbungstexte ein. Wir bedanken uns herzlich bei allen Direktorinnen und Direktoren und Professorinnen und Professoren für Deutsch, die ihre Schülerinnen und Schüler zur Teilnahme am Wettbewerb motiviert haben.

Mein Dank gilt der Jury. Judith Fischer, Erwin Greiner, Eva Holzmann, Karin Ivancsics, Barbara Mader, Hanno Millesi, Jana Podbelsek, Vanja Radenovic, Sandra Schüddekopf und Peter Wildner widmeten sich mit enormem Engagement der Aufgabe, aus den 230 Einreichungen jene 25 herauszufiltern, die sie finalwürdig betrachteten.

Die Finalisten konnten über einen Monat hinweg Workshops mit den Autoren Florian Gantner, Barbara Glück, Radek Knapp, Simon Konttas, Katharina Manojlovic und Mieze Medusa besuchen. In dieser Zeit hatten sie wieder einen Text zum Thema „Neuland“ zu verfassen. Diesmal gab es keine Beschränkung der Länge.

Da wir allerdings der Meinung sind, dass zahlreiche Beiträge, die das Finale vielleicht nur knapp verpasst haben, es verdienen, einem Publikum präsentiert zu werden, organisierten wir neben dem Finale zahlreiche Lesungen in verschiedenen Wiener Bezirken und in Graz, Salzburg und St. Pölten. Auf unserer Website www.texte.wien sind fotografische Impressionen dieser Lesungen zu finden.

Ich möchte mich an dieser Stelle bei unseren Förderern und Sponsoren bedanken. Besonderer Dank gebührt allerdings meiner Frau Anna, die nicht nur die Broschüren zum Wettbewerb herausgibt, sondern immer und immer wieder und in zahllosen Gesprächen entscheidende Ideen entwickelt; Margit Riepl, die von Anfang an meine kongeniale Partnerin in diesem Wettbewerb ist und als kaufmännische und organisatorische Leiterin diesen Wettbewerb so erst möglich macht; Roman Picha für seinen unermüdlichen Einsatz und die vielen wunderbaren Fotografien; Christoph Nemetz und Thomas Wolf, die als Grafiker und Webmaster Gesicht und Funktion des Wettbewerbs bestimmen; und natürlich den Mitgliedern des Vorstands für ihre jahrelange Unterstützung.

Der grösste Dank gebührt allerdings Dir, liebe Autorin, lieber Autor. Es bedarf eines gewissen Muts, seine Gedanken ins Licht der Öffentlichkeit zu stellen und sich damit auch der Kritik auszusetzen. Mit dieser Broschüre möchten wir Dich ermutigen, Deine kreativen Fähigkeiten weiter zu entwickeln und die Freude am Schreiben lustvoll zu pflegen.

CHRISTOPH BRAENDLE
SCHRIFTSTELLER UND INTENDANT
TEXTE. PREIS FÜR JUNGE LITERATUR

tränenspuckende brandmelder

ESMA AHMEDI
GRG 2, ZIRKUSGASSE, WIEN

da brennt ein liebesgeständnis zwischen uns
zieht dich an, zieht mich an, uns aus
dunkles feuer entfacht

deine blicke sprühen funken durch meine lider
in meinen augen wartet ein brandmelder auf dich
wann löst du ihn aus?

deine flammen spucken mich an, lassen meine wangen tränen spüren
deine, meine tränen, durchmischt, verwischen
wir wissen nicht, welche spur welchen tränen gehört

folg mir meinen hals hinunter, mach aus meiner haut ein inferno
heute brennt mein puls für dich, nur für dich
mein nicht mehr nackter nacken mit brandflecken bedeckt

wünsch dir, dass sich deine meine tränen einbrennen in meine haut
meine fasern glühen und du nicht verbrennst
noch immer nicht brennst, brenn für mich

da ist ein leuchten in meinem herzen, entfacht von tränen und funken
aus deinen blicken
kannst du die wärme spüren?
aggressive helligkeit

lodernde adern unter meiner haut
eingebrannte tränen, wie sie vertrocknen und mich zum springen bringen
da ist ein sprung von dir in mir unter dem feuer

das feuer fließt durch meinen finger zur fingerspitze, färbt sie heiß
will deine lippen färben, will dich
den zündstoff unter deiner zunge schärfen

deine zunge spuckt meine romantik aus
spuckt mir funken in die augen
unter meinen wimpern liegen löschdecken,
in deinen blicken feuerlöscher

helles feuer erlischt
stoßt dich ab, stoßt mich ab, uns an den brandmelder
da schreit ein feueralarm zwischen uns

Beim zweiten Mal ist es leichter, sagen sie

ANNA BAUER
BG/BRG MATTERSBURG

Beim zweiten Mal ist es leichter, sagen sie. Und beim dritten und vierten Mal. Es wird leichter. Von Mal zu Mal. Weil es irgendwann nicht mehr neu ist. Das sagen sie.

Sie haben nicht Recht. Weil, dann wäre es nicht ein anderes Mal. Kein zweites oder drittes Mal, sondern bloß die Wiederholung vom ersten Mal.

Aber es wäre schön, wenn das, was sie sagen, stimmen würde. Dass es beim zweiten Mal wirklich leichter ist. Und beim dritten und vierten Mal.

Vielleicht wäre es dann einfacher, an dich zu denken. Irgendwann hätte die Erinnerung an dich dann den Schmerz verloren, der ihr innewohnt. Aber es ist nicht leicht. Weil es beim zweiten Mal an dich denken genauso wenig besser wird, wie beim dritten Mal. Der Schmerz bleibt. Die Erinnerung auch. Nur du bist nicht mehr da.

Eine Zeit lang war ich mir nicht sicher, ob in meinem Kopf überhaupt noch andere Gedanken existieren, als die Erinnerung an dich. Aber das verging wieder. Und kam wieder. Wie in Wellen. Aber Wellen werden nicht von Mal zu Mal schwächer.

Sie sagen, es wird seine Zeit brauchen. Wunden heilen auch nicht von heute auf morgen. Aber sie werden besser, von Mal zu Mal. Ich bin mir da nicht so sicher. Der Gedanke an dich ist noch immer eine offene Wunde. Dabei sind schon so viele Male an dich denken vergangen.

Manchmal sage ich mir, ich bin selber schuld, dass sie nicht heilt. Weil ich nicht glaube, dass es von Mal zu Mal besser wird. Vielleicht wird es ja doch leichter. Beim zweiten oder dritten Mal denken. Vielleicht will

ich mich nur an den Schmerz klammern, weil der Schmerz vor dem Vergessen bewahrt. Zu vergessen wäre wie ein Verrat an dir. Besser ist es zu glauben, dass sie Unrecht haben.

Eine Zeit lang habe ich den Gedanken an dich ignoriert. Zur Seite geschoben. Versucht zu vergessen. Weil es beim zweiten Mal an dich denken nicht leichter war. Und beim dritten schon gar nicht. Aber wie bei einer Wunde, die man ignoriert, ist die Entzündung größer geworden. Und proportional damit der Schmerz.

Und irgendwann habe ich dann auch gemerkt, dass ich gerade deshalb öfter an dich gedacht habe. Weil ich versucht habe, nicht an dich zu denken. Es war wie verhext.

Beim zweiten Mal ist es leichter, haben sie gesagt. Weil ich ihnen erzählt habe, wie weh es getan hat, mich zum ersten Mal nach allem an dich zu erinnern. Davor warst du ja noch da, wenn ich an dich gedacht habe. Aber beim ersten Mal danach, dann eben zum ersten Mal nicht mehr. Kurz habe ich ihnen auch geglaubt. Dass es beim zweiten Mal wirklich besser sei.

Aber das zweite Mal an dich denken war keine Wiederholung vom ersten Mal. Es war ganz anders. Es hat genauso wehgetan, aber anders. Weil es in einem anderen Moment, zu einer anderen Zeit, an einem anderen Ort passiert ist. Dass du dich wieder in meine Gedanken geschlichen hast.

Ich habe mir oft gewünscht, dass es besser wird. Von Mal zu Mal. So wie sie sagen. Es wäre leichter gewesen. Und ich wäre anders heute.

Aber irgendwann habe ich dann erkannt, dass es nicht besser wird. Nicht beim zweiten, nicht beim dritten und auch nicht beim hundertsten Mal. Aber man lernt, mit dem Schmerz zu leben. Und den Erinnerungen. Und ohne dich.

Weltenentfernt

GAMZE CETIN
GRG 21, GERASDORFERSTRASSE, WIEN, ELLA-LINGENS-GYMNASIUM

Schon immer bewunderte ich deine Faszination für Sterne. Vor allem, wie deine Augen ihnen ähnelten, sobald du anfingst, über sie zu reden: Hell, glänzend.

Es ist beinahe gruselig, wie viel du über sie zu wissen scheinst. Wie sehr du sie liebst. Aber auch, wie sehr du ihnen ähnelst: Viele bewundern dich, schauen auf zu dir und finden dich abgöttisch schön. Auch ich gehörte zu ihnen. Gehörte.

Denn niemand denkt daran, dass die Sterne weltenentfernt von der Erde, von der Menschheit sind. Keiner zieht in Betracht, wie distanziert, wie unerreichbar sie sind. Dass sie Dunkelheit brauchen um zu strahlen.

Denn ich dachte, dass wir dasselbe unter Liebe verstünden. Mein erster Fehler. Einer von vielen.

Ich dachte, deine Behauptungen entsprächen immer der Wahrheit.

Du behauptest, die Dunkelheit sehen zu können. Das, was du in der Dunkelheit deines Schattens ruhen lässt, scheinen diese sensiblen Augen nie gesehen zu haben. Nie sehen zu können. Nie sehen zu wollen. Als wären sie dazu geschaffen, alles auszublenden. Alles, außer dich. Aber das war okay. Für dich ruhte ich gerne in der Dunkelheit, damit du scheinen konntest.

Du behauptest, die Stille hören zu können. Meine Stimme scheinen diese scharfsinnigen Ohren nie gehört zu haben. Nie hören zu können. Nie hören zu wollen. Als wären sie dazu geschaffen, alle Laute hindurchgehen zu lassen. Alles, bis auf deine Stimme. Auch meine leise Stimme, die immer lauter wurde. So laut, dass meine Stimmbänder drohten zu reißen. Aber das war okay. Ich fing an, mich mit dem Schweigen anzufreunden. Nur für dich. Für dich.

Du behauptest, das Zerbrochene reparieren zu können. Eine Ausnahme scheinen diese begabten Hände nicht reparieren zu können: Mich. Als wären sie dazu geschaffen, alles so zu formen, wie du es willst, ohne Rücksicht auf die Folgen zu nehmen. Nicht alles ist unzerbrechlich. Aber du hast keine Ohren, die imstande sind, das zu hören. Keine Augen, die das jemals einsehen könnten.

Du behauptest, dich mit Astronomie auszukennen. Dabei warst du immer so fest davon überzeugt, dass der Mond nichts Besonderes ist. Langweilig. Vorhersehbar. Aber da irrst du dich, denn du hörtest mir nie zu wenn ich sagte, dass der Mond immer nur eine Seite preisgibt, dass er nie im vollen Umfang sichtbar ist. Dass ein großer Teil von ihm verborgen ist.

Und dass ich dem Mond ähnle. Das habe ich durch dich gelernt.

Erst ab diesem Zeitpunkt habe ich bemerkt, dass der Mond kein Freund der Sterne ist.

Ich brauche jemanden, der mich durch seine glänzende Ausstrahlung und Wärme wieder zum Glühen bringt und mir nicht meinen Glanz nimmt, damit ich als Dunkelheit dienen kann. Dieser Jemand kannst und wirst nicht du sein. Ein Stern kann niemals als Sonne dienen. Das habe ich gelernt.

Wo sucht Teddy um Asyl an?

PENELOPE DURAN
WILLY-BRANDT-SCHULE, WARSCHAU

Der Grenzschutzbeamte (G) nähert sich dem Mädchen (M), die allein an der Grenze sitzt, während sie ihren Teddybären umarmt.

G: Was für schöne Sternohrringe du hast.

M: Papa hat sie mir gegeben. Er sagt, sie sind wie Polaris – der leitende Stern. Polaris soll uns wieder in Sicherheit führen. Schau mal, Teddy hat auch einen Ohrring.

G: Ja, Teddy hat auch einen schönen Ohrring. Woher kommt ihr?

M: Teddy wurde in Europa geboren.

G: Und du? Du sprichst Deutsch wirklich gut – kommst du aus Europa?

M: Nein, ich komme aus Nordafrika, aber es ist nicht mein Zuhause. Ich ging dort an die deutsche Schule.

G: Warum?

M: Für bessere Chancen. (Sie gräbt in ihrer Tasche herum und zieht ein Blatt heraus.) Guck mal, Papa hat ein Gedicht geschrieben.

G: (lesend) *Neuland…*
Eine Oase in der Wüste für Millionen von Wanderern,
Die auf der Suche nach dem Land von Milch und Honig sind …

M: Teddy mag auch Honig.

G: *Eine Art Paradies sozusagen – mit unzähligen Möglichkeiten,*
Wie ein Schmetterling angezogen zu dem Nektar des Schlaraffenlandes.

M: Wie finden Sie das Gedicht?

G: Sehr schön. Ist dein Vater Dichter?

M: Nein, er ist Diplomat.

G: Und deine Mutter?

M: Sie ist Ärztin. Sie hilft Menschen, aber ihr Land existiert nicht mehr.

G: Und das Land deines Vaters?

M: Es existiert, aber wir können nicht dort sein.

G: Warum seid ihr hierher gekommen?

M: Wie ich gesagt habe, mein Vater ist Diplomat. Wir sind alle Diplomaten. Wir suchen Frieden. Es gibt in Europa keinen Krieg mehr. Lesen Sie weiter … über die Mauer.

G: *Mauerland …*
Bei jeder Schule, jeder Botschaft, die ein Land repräsentieren, gibt es einen Tag der Offenen Tür.
Aber wieso lassen wir diese Tür nur für einen Tag offen?
Wieso nicht für eine Woche, einen Monat, ein Jahr oder sogar für immer?
Soll diese Tür zu einem Flur voller Licht für andere geschlossen bleiben?

M: Die Mauer ist schon gefallen. Das Mauerland gibt es nicht mehr. Die gibt es nur für Menschen wie uns.

G: Vielleicht wird diese Mauer genau wie die letzte fallen.

M: Vielleicht. Aber es wird nicht einfach sein. Es hat fast 30 Jahre gedauert, bis die erste gefallen ist.

G: Manche sagen, dass man die Chinesische Mauer vom Weltall sehen kann, aber das stimmt nicht, wie hier dein Vater geschrieben hat.
Weltland …
Vielleicht würde eine Welt ohne Grenzen entstehen – eine Art Utopia,
Ein wunderschönes vereinigtes Weltland ohne Trennungen.
Sähe unsere Welt dann wie vom Weltall aus?
Mit tausend blinkenden Lichtern des Lebens und grenzenlos.

M: Wenn so ein Weltland nur wirklich existieren könnte. Dort oben gibt es keine Grenzen wie hier unten.

G: Vielleicht existiert es doch – bei der Raumstation.

M: Ja, in einer Raumstation arbeiten die Menschen zusammen, egal aus welchem Land.

G: Wussest du, dass der Kommandeur der Station Europäer ist?

M: Nein. Aber Teddy ist glücklich, dass jemand aus Europa dort oben ist. Teddy will doch, dass alle in Europa akzeptiert werden, so wie der Europäer im Weltall. Er will auch Frieden finden. Teddy sucht um Asyl an.

Das Punschkrapferl am Klavier

LISA GMEINER
HÖHERE GRAPHISCHE BUNDESLEHRANSTALT, WIEN

PERSONEN
Punschkrapferl

ORT DER HANDLUNG
Eine gemütlich eingerichtete 2-Zimmer Wohnung,
im Wohnzimmer steht ein Klavier.

ANMERKUNG
Er ist die ganze Zeit nicht klar bei Sinnen und führt Selbstgespräche.

PUNSCHKRAPFERL Wenn sich Pflanzen miteinander unterhalten können, machen das Bücher dann auch? Und wenn sich die unterhalten, tauschen sie dann ihre eigenen Inhalte untereinander aus? Kann so zum Beispiel aus einer Österreichischen Sage ein Krimi oder Liebesroman werden? *Mit dem Zeigefinger streift er über die Bücherrücken.* Oder ist es weniger eine Art der Kommunikation, sondern mehr wie bei einem Waschgang von jemandem der Weiß- und Buntwäsche vermischt hat?

Sein Blick wandert zu den Vasen die auch im Regal neben den Büchern stehen. Er nimmt eine in die Hand und betrachtet sie mit zusammengekniffenen Augen. Wenn ich aus Porzellan wäre und mir fällt die Vase auf den Fuß, zerbreche dann ich zuerst oder sie? Oder kommt es dann darauf an, ob Porzellan schneller zerbricht als Keramik?

Er stellt die Vase wieder zurück und nimmt einen Zug von seiner Zigarette. Bin ich ab jetzt ein Linkshänder? Oder bin ich ein Rechtshänder der die linke Hand benutzt? *Er taumelt zum Klavier. Dort hat er zuletzt sein Punschkrapferl gesehen.* Wenn ich meine Einstellung damals geändert hätte, wäre ich dann jetzt noch arbeitslos oder ein beschäftigter Arbeitsloser? *Wahllos drückt er ein paar Tasten und sucht den Flügel nach dem Punschkrapferl ab.* Wenn sich die Leute beschweren, dass ich immer das gleiche spiele, heißt das dann, dass ich mich nicht weiterentwickle? Heißt das, dass ich gleich bleibe, weil meine Einstellungen die gleichen sind? Und heißt das dann, dass ich im Kopf nie älter werde, weil ich nicht älter werden will? *Er findet das angebissene Punschkrapferl und hält es sich vor den Mund.* Bin ich also wie Peter Pan oder wie ein Punschkrapferl? *Er beißt ab.* Peter Pan will nicht erwachsen werden, aber das Punschkrapferl will nicht gegessen werden. Oder will es das? Ist das sein großes Ziel? Gegessen werden?

Angewidert verzieht er das Gesicht. Das Punschkrapferl schmeckt nach Eisen. Er legt es wieder hin. Als meine Mutter damals sagte, ich soll Klavierunterricht nehmen, wusste sie was passieren wird, weil Mütter ja alles wissen? Oder wollte sie mir eins auswischen, weil sie weiß, dass ich ihr irgendwann eins auswischen werde, und sie wollte nur Erste sein?

Er nimmt noch einen Zug von seiner Zigarette und wischt sich die schmutzige Hand am weißen Unterleiberl ab. Klingt ein Applaus lauter, wenn in großen Sälen gespielt wird? Und wird deswegen nur in großen Sälen gespielt, damit sich der Künstler auf der Bühne dann nicht schlecht fühlt? Klatschen die Leute eigentlich aus Höflichkeit oder weil es ihnen wirklich gefallen hat? Und wenn es stimmt, dass ihnen meine Kompositionen nie gefallen haben, dann werde ich es nie erfahren, nur weil die Leute so höflich waren? Ist Höflichkeit somit auch etwas Negatives? Wenn ja, soll ich dann auch unhöflich werden, weil es ja dann etwas Positives wäre?

Er wankt ins Vorzimmer und nimmt ein paar Züge von seiner Zigarette. Er sieht sich die Urkunden und Auszeichnungen an. Wenn mich jemand fragt, wie ich heiße, und ich sage einen völlig anderen Namen, bin ich dann ein anderer Mensch? Hätte ich von Anfang an einen anderen Namen sagen sollen, wenn ich mir unsicher war? Und wären das dann immer noch meine Auszeichnungen, wenn der Name von jemand anderem dort stehen würde? Er dreht *sich zu der Wand, die mit Fotos zu-*

gehängt ist. Er sieht sich sein Hochzeitsfoto an. Wenn ich diese Frau damals nicht geheiratet hätte, hätte sie jetzt einen anderen Mann, der genau so wäre wie ich? *Er bewegt die Hand langsam zum Bild, zieht sie aber schnell wieder zurück, weil er die Wand nicht schmutzig machen will. Er sieht sich ein Kinderfoto von sich selbst an.* Ist man als Erwachsener das gleiche Kind wie damals, nur dümmer? Ist man als Kind gescheiter, weil man perfekt auf die Welt kommt und wird dann mit der Zeit durch die Umwelt vertrottelt?

Er torkelt ins Bad und wirft die Zigarette in die Toilette. Dabei steigt er auf offene Verpackungen von Medikamenten. Habe ich ein Beruhigungsmittel oder ein Schmerzmittel genommen oder beides? Bin ich jetzt ruhiger, weil ich keine Schmerzen mehr spüre, oder habe ich keine Schmerzen mehr, weil ich so ruhig bin? Warum soll man eigentlich ein Beruhigungsmittel nehmen, wenn man nervlich am Ende ist? Oder habe ich das komplett falsche Mittel genommen?

Angestrengt versucht er, die Packungen zu lesen, kann sich aber vor lauter Schwindel nicht weiter nach vorne beugen. Er wird panisch. Mit einer Hand an der Wand abgestützt torkelt er zur Küche. Er versucht, den Hörer zu nehmen und eine Nummer zu wählen, schafft es aber nicht. Er setzt sich auf den Boden.

Wird sie wütend wegen der Sauerei, die ich gemacht habe, oder weil ICH sie gemacht habe? *Er nimmt ein Geschirrtuch und hält sich die Wunde zu.* Oder wird sie vielleicht wütend … weil ich jetzt nie wieder Klavier spielen kann? Kann man mit … acht Fingern noch Klavier spielen?

Er beginnt zu weinen.

Muss ich jetzt noch einmal in die Schule gehen, weil ich nichts anderes gelernt habe? Oder bin ich ein Wunderkind, wie Mozart, und kann trotzdem noch spielen? Dann müsste ich nur wieder jemanden finden, der mich einstellt. So kann ich sie beruhigen! Und … und ich werde ihr sagen, dass ich die Sauerei auch wieder wegputzen werde!

Stille. Er lauscht dem Ticken der Uhr.

Habe ich mich jetzt also verändert? Bin ich jetzt ein Buch aus der Waschmaschine, oder ein erwachsenes Kind?

…

Oder bin ich ganz einfach … ein blödes Punschkrapferl am Klavier?

Patrone

PATRICK GREEN
HÖHERE GRAPHISCHE BUNDESLEHRANSTALT, WIEN

Er küsst Maria ein letztes Mal.

Vor dem Stall ist es noch finster, schwarze Bäume, dunkelblauer Himmel, letzte Schneeflecken leuchten aus dem Geäst.

Er steht mit Maria vor dem Stall, noch immer umschlungen, sie klammert sich an seine grobe Uniformjacke.

„Ich muss jetzt gehen, Maria."

„Johann, die Uniform, wenn sie dich finden, nimm nicht die Uniform, wenn sie dich finden in der Uniform, dann …"

Stille, nur das gleichmäßige, eisige Strömen im Wald, die Vögel singen im Februar nicht, und die Bäche fließen nicht.

Ihre Gesichter sind nahe beieinander, die Atemwolken sind so dicht, dass er ihre Züge fast nicht erkennen kann.

„Was soll ich sonst anziehen, es ist so kalt, ich muss weit laufen." „Kannst du nicht -"

Schüsse.

Sie hallen entfernt vom oberen Talende her.

„Lauf Johann, lauf."

Rau, rau und hart klingen Marias Worte, wie die Schüsse, und Johann läuft.

„Gehst wieder Bierdeckeln suchen, Artur?"

Franz sitzt mit seinem dritten Morgenkaffee im spärlichen Vormittagsschatten unter der Linde und raucht eine Zigarillo; trotz seinen 64 Jahren lässt er diese Gewohnheit nicht sein, mahnende Worte gehen ihm genauso auf die Nerven wie Artur der Spott über sein neues Hobby.

Der schultert seinen Metalldetektor und nimmt eine Schaufel in die Hand.

„Geduld und Beharrlichkeit sind die Tugenden eines Schatzsuchers, lieber Großonkel."

Im Vorbeigehen nimmt er Franz die Zigarillo aus der Hand und zieht einmal daran, dann schreitet er, den Rauch aus der Nase blasend, den schmalen Schotterweg hinunter, der zum Wald führt.

„Übrigens waren es zum Großteil sehr, sehr alte Bierdeckel!", ruft er noch über die Schulter. „Ah geh bitte, deine keltischen Bierdeckeln…"

Obwohl keine Schüsse mehr fallen, läuft Johann, läuft grimmig durch den Wald, dessen Konturen sich langsam gegen den Himmel abzeichnen. Der Boden federt, ist voll mit feuchten, toten Ästen.

„Gut, dann hören sie mich schlechter."

Johann ist erschöpft von den letzten Tagen, dauernd in Angst, dauernd auf der Hut.

Und doch, wie er so über den klammen Boden hastet, zwischen den toten Ästen und eisigen glatten Wurzeln, gleichmäßig atmend, denkt er völlig klar.

Die Luft ist so kalt, dass ihm das Atmen wehtut, seine Springerstiefel werden nach jedem Tritt in einen der fahl leuchtenden Schneeflecken feuchter. Als er vor drei Jahren eingezogen worden war, hatte der Offizier ihm gesagt: „In diesen Stiefeln werden wir die Welt erobern!"

Bitteres Grinsen, der kleine Offizier mit dem braunen Schnurrbart, der ist oben auf der Alm, dort, wo die Schüsse waren. Die Flugblätter, die von feindlichen Fliegern abgeworfen wurden, versprachen ein neues Land, wenn man sich bloß ergeben würde. Johann fragt sich zum ersten Mal, ob er dieses neue Land je sehen wird. Er erschrickt über diesen Gedanken, erschrickt, dass er ihn gerade gedacht hat.

Es ist jetzt ganz hell, der harte blaue Februarmorgen spannt sich durch den frostüberzogenen Fichtenwald und verwandelt ihn in ein monochromes Gemälde, gestört nur von dem Mann in der grünen Uniform, der den Hang hinunter läuft.

Artur zerschlägt die fünfte Bremse auf seinem schweißnassen Rücken, sein T-Shirt hat er nach dem dritten Loch ausgezogen; die jetzt, im August, massenhaft herumschwirrenden Insekten und ihre Stiche nimmt er in Kauf, der Waldboden ist voller Wurzeln und in der Hitze anstrengend aufzugraben. Ein Nagel, eine alte Tube Sonnencreme und ein völlig durchgerostetes, undefinierbares Stück Eisen hat er bis jetzt gefunden, doch das dämpft seine Laune nicht. Seit er letzten Monat den heiß ersehnten Metalldetektor zum sechzehnten Geburtstag bekommen hat, ist er jeden Tag, bei jedem Wetter im weitläufigen Wald herumgezogen, Loch für Loch, Bierdeckel für Bierdeckel.

Und schwenkt weiter den Detektor über dem trockenen, duftenden Waldboden, Schweißperlen auf der Stirn und Fichtennadeln in den Schuhen. Eine Zeit lang geht er versunken so weiter, das Gerät schlägt nicht an, ziellos wandert er in der Mittagshitze umher, den Blick auf den Boden fixiert, die Schaufel über der Schulter.

Bis er abrupt vor dem steilen Abhang stehenbleibt, der sicher fünfzig Meter abfällt, eine mit hohen, geraden Fichten durchsetzte steile Fläche, am unteren Ende felsige Klippen, auf denen Artur als Kind mit seinem Bruder Mooshäuser gebaut hatte. Ihm geht durch den Kopf, dass er dort unten noch nie gesucht hat. Vorsichtig, Schaufel und Metalldetektor balancierend, beginnt er, den Hang hinunterzusteigen.

Johann spürt, dass er müde wird, in das gleichmäßige, gleichmütige Hasten mischt sich schleichend bleierne Aussichtslosigkeit.

„Wie lang willst du noch durch den Wald hetzen, Johann?“

„Lauf Johann, lauf.“

„Du frierst, trotz des Laufens, deine Schuhe sind nass, irgendwann wirst du einfach umfallen und im feuchten Mantel verrecken, und wenn nicht, wenn du ehrlich bist, die Russen kriegen dich sowieso.“

„Lauf Johann, lauf.“

„Geh runter zum Dorf, wirf dein Gewehr in den See, ergib dich. Vielleicht lassen dich die Russen dann leben.“ Der Wald wird lichter, er sieht, er sieht nicht auf den Boden, nicht geradeaus, wohin sieht er? „Nein, die Russen werden dich töten.“

Er sieht die Russen, er sieht sich mit Kopfschuss in eine Grube fallen, tot.

„Tot.“

„Lauf Johann, lauf.“

Artur steht endlich unten bei den rauen, mit Moos und Flechten überzogenen Schieferfelsen. Ohne sich auszuruhen, beginnt er zu graben, doch schon dicht unter der Moosdecke macht seine Schaufel das hässliche Geräusch, das entsteht, wenn Metall auf Stein schlägt, und aus der aufgerissenen Erde leuchten die weißen Kratzer im Schiefergestein.

Ein bisschen erschöpft vom wuchtigen Schlagen mit der Schaufel hockt er sich auf einen Stein und zündet sich mit einem Streichholz eine Zigarette an, bläst den Rauch aus, der in dünnen Wolken in der Sonne schwebt.

Er verweilt eine Zeit lang so, behaglich rauchend auf den warmen Steinen, träge.

„Vielleicht geh ich jetzt dann zurück zur Hütte, war jetzt sicher drei Stunden unterwegs.“

Er beobachtet noch kurz die Rauchschwaden, in die die Sonne zitternde, fransige Muster durch die Äste projiziert. Dann dämpft er die Zigarette aus, gibt sich einen Ruck, genug für heute.

„Hier kann man eh fast nirgends graben.“

Johann spürt Stein und gefrorene Moospolster unter seinen Füßen, das Laufen, das Stechen der kalten, trockenen Luft in der Brust spürt er nicht mehr. Den Drang zu laufen, zu fliehen spürt er nicht mehr, seine Schritte werden schleppend, schleifen auf dem Boden, vereistes Moos blättert ab und fällt raschelnd die Felsen hinab.

„Lauf, Johann.“

„Es geht nicht, es geht nicht mehr, nein … Nein.“ Sein Kopf fällt in den Nacken, er bleibt stehen.

Und sieht oben, weit oben, den fahlblauen Himmel, in den unzählige fein verzweigte Äste hineingreifen, grau vom Winter, und der Himmel ist so hell, dass die Eiskristalle auf den Ästen glitzern, bei jeder allerkleinsten Bewegung durchläuft ein graublaues, zartes Schimmern die Baumkronen, es hört nicht auf, es fängt nicht an.

Und er findet es schön, so schön, dass er nicht weg will von dieser Schönheit, nein, von aller Schönheit, noch nicht, er will nicht, dass sie aufhört, er will nicht, dass er aufhört.

Er will laufen.

Er reißt sich los von dem betörenden Muster, das sich über ihn spannt. Er senkt den Kopf, blickt wieder nach -

Erstarrt. Nein.

„Nein.“

Artur nimmt den Metalldetektor wieder von der Schulter.

„Ich muss übermorgen wieder nach Hause, ich werd‘ morgen keine Zeit mehr haben, und ich werde jetzt so lange weitersuchen, bis ich irgendwas Gescheites finde, und wenn ich die ganze Nacht lang suchen muss, ich werd‘ mir vom Franz keinen einzigen Bierdeckelwitz mehr anhören!“

Man hätte ihn vom ganzen Hang aus sehen können, trotz der braunen, schmutzigen Uniform.

Wie hat er ihn nicht sehen können, wie?

Ein Bub, nicht älter als sechzehn, steht fünf Schritte vor ihm, mit weit aufgerissenen Augen, schnell atmend, die Atemwolken stechen hektisch in die Luft.

Johann bewegt sich nicht.

Der Bub sagt etwas mit überschlagender, panischer Stimme.

Johann bewegt sich nicht.

Die Uniform hängt dem Russen von den schmächtigen Schultern, seine vereisten, kurzen Haare stehen wirr vom Kopf ab, er sieht hilflos aus, trotz des Gewehrs, das er schützend, mit zitternden Händen vor sich hält.

„Aber zielen kann er.“

Der Wald ist stumm, der Wald ist stumm und Johann denkt nichts mehr.

Denken macht langsam.

Stumm, nur das monotone, allgegenwärtige Brausen.

Reißen, ein Ast knackt, die blaue Stille zerbirst, der Bub zuckt, Johann reißt sein Gewehr hoch.

Artur reißt seinen Metalldetektor hoch, endlich, ein Signal, noch dazu bei einem recht großen Erdeinsprengsel zwischen den Felsen.

Er lehnt das Gerät an einen Baum und rammt die Schaufel mit dem Fuß in die Erde.

Es ist wieder still, sie stehen da, so nahe, dass sich ihre Atemwolken in der Mitte fast treffen, beide mit angeschlagenem Gewehr, beide haben so Angst, dass es mehr schmerzt als die klirrende Luft in der Kehle.

Johann denkt an das Bild über ihm, die Schönheit, er denkt an Maria.

„Leben, Johann, du musst leben."

Der Bub weint.

„Leben, du kannst nicht anders, es geht doch nicht anders … Maria, sie braucht dich, sie liebt dich." „Schieß."

Johann umschließt die Waffe fester.

Zwischen einem staubigen, wurzeligen Erdbrocken steckt etwas, Artur wirft die Schaufel hin.

„Schieß!"

In ihm wallt es auf.

„Schieß und lauf weiter, erschieß ihn, den Russen, lauf, erschieß … den Buben, für Maria, renn, Maria, das Kind, erschieß es –"

„Erschieß das Kind."

Johann zielt zwischen die Augen, der Russe soll nicht leiden, er kann ja nichts dafür, das Kind kann nichts dafür.

„Das Kind kann nichts dafür."

Sinnlos.

„Du kannst nicht fliehen, Johann, nur laufen."

Er sieht dem Buben ins Gesicht, eine gefrorene Träne hängt an seinem Kinn.

„Du wirst es nicht schaffen. Es ist so."

Aufatmen, Ruhe, auf einmal.

„Du wirst es nicht schaffen. Und du kannst nicht den Buben erschießen, du willst nicht den Buben erschießen, was warst du dann, wenn du ein Kind tötest, Maria, an was wird Maria denken, was war dann die Bedeutung von dir, was war dann die Bedeutung, dann, wenn du …"

„Dann …"

Der Bub hat aufgehört zu weinen.

„Lass einfach das Gewehr langsam sinken, der Bub schießt nicht, er hat keine Ahnung, nur Angst, so viel Angst."

Johann schaut dem Buben in die Augen, senkt langsam sein Gewehr. Lässt die Patrone aus dem Lauf schnappen, es klackt.

Der Bub zuckt.

Kein neues Land.

Artur rennt mit seinem Fund durch den Wald, überschwänglich rast er zur Hütte, die zwei Fundstücke sorgfältig in der Faust.

„Fraanz! Juuuhuuu! Ha! Schau, ich hab‘s ja gesagt, Geduld und Beharrlichkeit!“

Franz hievt sich aus einer Hängematte, die vor der Hütte hängt, und schlurft, mäßig begeistert, aber interessiert, zum schnaufenden Artur, der ihm seine offenen Hände entgegenstreckt, fragt gutmütig:

„Was hast denn gefunden?“

„Schau!“

„Zeig amal her, mhh, das is‘, das schaut aus wie …“

„Zwei Patronen, echte! Und keine von Jägern, wahrscheinlich vom Bundesheer, aber alt.“

Franz begutachtet die beiden Stücke eine Zeit lang, wendet sie in den Händen, Artur steht mit übermütig leuchtenden Augen daneben.

„Nein Artur, das is‘ ned vom Bundesheer, das schaut älter aus, ich würd‘ sagen Zweiter Weltkrieg. Na bist du g‘scheit, jetzt hast doch noch was g‘funden.“

Johann blickt wieder ins feine, graue Geäst, die flach einfallende Morgensonne fällt jetzt darauf, sie färbt die dünnen Äste, die, die ganz oben sind, gelb, es erinnert ihn an Marias Haare.

Er kann sie fühlen.

Artur ist wieder in der Stadt, Zuhause.

Eine Woche sind noch Ferien, er trifft sich mit einem Mädchen, er hat sie auf der Schullandwoche vor den Ferien kennengelernt.

Sie sitzen am Flussufer in der Abendsonne, über dem ruhig fließenden, goldenen Wasser schwirren tausende Mücken.

Sie sitzen schon recht lange so da und reden, erzählen von ihren Ferien, von sich, rauchen, halten die Füße ins Wasser.

„Was hast du da eigentlich um den Hals hängen?“

Artur zieht die Kette unter seinem Hemd hervor.

„Eine Patronenkugel.“

Sie, leicht missbilligend:

„Aha.“

„Die hab’ ich draußen bei der Hütte im Wald gefunden, weißt schon, mit dem Metalldetektor, hab’ ich dir eh erzählt dass ich den gekriegt hab’.“

„Und nach ewigem Suchen hab ich die gefunden. Also eigentlich hab’ ich zwei gefunden, eine ungebrauchte mit der Kugel drinnen und eine verschossene, ziemlich nah beieinander.“

„Also mit einer ist geschossen worden und mit einer nicht.“

„Ja, die ungeschossene Kugel hab’ ich dann runtergedreht mit einer Zange und sie gesäubert und den Anhänger daraus gemacht.“

Sie dreht sich mehr zu ihm hin.

„Warum eigentlich, hat das irgendeine Bedeutung, ich mein außer, dass du‘s gefunden hast?“

Artur dreht die Kugel in seinen Händen, schweift mit dem Blick übers Wasser, sieht dann wieder zu ihr:

„Ich weiß nicht, zwei Patronen aus dem zweiten Weltkrieg, eine davon verschossen, die andere nicht, einmal wurde geschossen, einmal nicht. Das hat sicher irgendeine Geschichte, eine arge Geschichte, und alles aus einer argen Geschichte hat eine Bedeutung.“

Es ist kurz leise, das Wasser ist jetzt dunkel, die Mücken sind weg, die Landschaft wirkt jetzt in dem veränderten Licht wie eine andere; eine neue. Denkt sich Arthur, und merkt, dass er sich nicht mehr von ihr abwenden kann.

„Und das find ich vielleicht so schön, der Anhänger hat eine arge Geschichte und eine arge Bedeutung, aber ich werd' sie nie kennen, ich werd' nie wissen welche Bedeutung, ich werde oft darüber nachdenken, aber ich werde nie wissen, was ich um meinen Hals hängen hab'."

Sie dreht sich jetzt ganz zu ihm hin, ihre Haare leuchten in der flachen einfallenden Abendsonne gelb.

„Das ist voll schön."

Und dann küsst er Maria zum ersten Mal.

geraeusch tableau

NORA HOFMANN
FRIEDRICH KÖNIG GYMNASIUM, WÜRZBURG /
UNIVERSITÄT FÜR ANGEWANDTE KUNST

I.
ein straucheln, ein stammeln, ein staeuben,
eine stille. wer da spricht?
irgendwer von uns spricht / ich spreche nicht.
meine spiegelung (an falzlinien gebrochen,
zerklueftet, gebeugt) ist eine der meinigen.
ellbogen sind nicht schienbeine waren nie finger
werden unsere alveolen nicht drosseln /
ausschlachten koennen.

II.
hoerst du,
hoerst du sie nicht am mausoleum der ahnen knistern?
im narcein die augen / die aepfel in doppelnaehtigen
flatterlidern. lichterloh gedunkelt die waende
im knattergeist der meinigen.
es knirscht, keucht, kratzt in wiederkehrenden wunden.

III.
es schaeumt an landzungen.
die meinigen zittern, zetern, zerren
an der haut unserer huellen.
mein koerper, das sind sie/
ein irgendwer von uns.

Hör auf die Stimme

ANNA KLESSE

GYMNASIUM FALLERSLEBEN, WOLFSBURG / UNIVERSITÄT KASSEL

Er war allein. Nicht, dass es ihn wunderte. Seit Wochen schon wurde er gemieden, als sei er die Büchse der Pandora persönlich. Um ehrlich zu sein, waren es keine Wochen, nicht mal Monate, eher Jahre. Er wusste gar nicht mehr, wann er mal nicht allein gewesen wäre. Manchmal bemerkte er Menschen um sich herum, die sprachen, aber irgendwie nicht mit ihm, sondern eher durch ihn hindurch, als wäre er ein Geist, der einfach nur dazwischen schwebte. Er wusste, dass seine Situation seinen Eltern nicht gefallen würde. Wer mochte denn schon einen Sohn, dessen Leben keine Wellen schlug? Er wollte es ja. Das hatte er ihnen gesagt. Mehrfach. Aber es stellte sich als schwierig heraus, sich auszubereiten, die Flügel auch mal zu testen. Er bestaunte die anderen, die sich mit Leichtigkeit ihren Weg bahnten, mal auch die Ellbogen ausfuhren, wenn es sein musste. Doch er hatte viel zu sehr Angst vor diesen Ellbogen, die ihn hart in den Rippen trafen. Ihn in die Ecke schubsten und auf seinen Platz verwiesen. Den er doch eigentlich verdiente.

Leute, die es gut mit ihm meinten, versuchten ihm die Welt da draußen zu erklären, die Welt mit ihren Ellbogen, Handflächen und Fußtritten. Irgendwann wurde ihnen seine Haltung, die an einen Ertrinkenden auf hoher See erinnerte, aber zu anstrengend. Er war zu anhänglich, zu nervig, so unselbstständig und ängstlich, dass es niemand lange bei ihm aushielt. Obwohl er es sich so sehnlichst wünschte, dass jemand blieb. Allein die Gewissheit, irgendjemand hielte ihm den Rücken frei, war für ihn wie ein Rettungsring. Aber die Erkenntnis, allein zu sein, traf ihn immer wieder hart, ganz gleich wie vertraut ihm dieses Gefühl längst sein musste.

Er versuchte immer wieder, sie wegzuschieben, diese ständige Stimme, die mit ihm sprach, weil es sonst keiner tat. Die ihn zu schrecklichen Dingen verleiten wollte. Sie war immer da und verflog nicht wie eine Seekrankheit an Land. Er hoffte, sie würde Ruhe geben, wenn er tat, was sie verlangte. Aber sie verlangte zu viel und am Ende gab er Ruhe.

Luftholen

FANNY KOELBL

GRG 21, GERASDORFERSTRASSE, WIEN, ELLA-LINGENS-GYMNASIUM

Ich rede gerne, wenn ich mich alleine fühle.

Dann ist da meine Stimme und du drehst dich zu mir um und schaust mich an und hörst und das Nichts verschwindet. Ich habe geglaubt, ganz am Anfang, dass du so aufmerksam auf meine Worte wartest, weil du wissen willst, was ich sage. Ich habe mich getäuscht. Du wartest, weil du weißt, dass ich irgendwann Luft holen muss, dass ich irgendwann aufhöre zu sprechen – und dann sprichst du. Weil du auch gerne redest, so wie ich. Wenn du sprichst, erzählst du viel und mehr und alles, bloß mir antworten willst du nicht. Nie. Ich höre dir zu, habe dir schon lange zugehört und wenn du Luft holst, erwidere ich etwas auf deine Geschichte, versuche zu verstehen. Und du wartest. Bis ich fertig bin. Damit du mir wieder irgendetwas anderes erzählen kannst.

Manchmal reden wir auch nicht. Wir stehen uns einfach gegenüber und du schaust mich an. Aber du siehst mich nicht. Du blickst in meine Augen, schaust an mir vorbei und durch mich hindurch, übersiehst mich und schaust dann fort. Einmal bin ich vor dem Spiegel gestanden, habe mir entgegengesehen, habe dich neben mir entdeckt. Du hast auch in den Spiegel geschaut, doch in deinem Spiegel warst nur du. Da war kein Ich. Ich wunderte mich, dass es so leicht für dich ist, mich wegzusehen. Eine Zeit lang habe ich dir zu- und nachgesehen, wollte nur, dass du ein einziges Mal in mich hineinsiehst. Hast du nicht. Dann habe ich mich alleine gefühlt, tue es immer noch und deshalb fange ich wieder an zu reden, reden.

Wenn ich rede, du dich umdrehst und mich anschaust, hörst du zwar, aber weder zu noch mit, du hörst nicht wirklich hin und nicht wirklich her – manchmal sogar weg. Und ich?

Ich habe mich jetzt sattgehört. Punkt

Bin sattgehört von deinem Reden, habe genug davon mitzuhören und nachzuhören und möchte jetzt nicht mehr weiterhören. Möchte ein Mal so sein wie du. Nicht immerfort alleine sein. Wie ich. Nicht alles fühlen und spüren müssen, nicht alles sehen – Und wenn du dann redest, und du redest gerne, dann höre ich mich einfach weg. Woanders hin, bloß weit weg und weiter weg von dir. Vielleicht merkst du das nicht einmal, weil du nicht zuhörst, noch nie zugehört hast und deshalb auch nicht merken wirst, dass ich plötzlich aufhöre zuzuhören.

Und du sagst Worte und ich höre, aber ich spüre sie nicht. Ich spüre gar nichts. Weil ich eben so bin wie du. Nicht wie ich. Ich würde mithören und hinhören und mich nicht forthören. Aber genau das mache ich jetzt und dann, wenn ich mich ganz weit weggehört habe, ist es still. Niemand ist mehr da, der redet oder der zuhören kann, und ich fühle mich sehr alleine. Ich wusste nicht, dass du einsam bist, dass da nichts ist in dir.

Am Ende höre ich mich zurück. Fort von dir und wieder hin zu mir, weil ich lieber ich bleiben möchte. Hier warte ich auf jemanden, der zu- und mit- und hin- und herhört und während ich warte, rede ich. Ich rede gerne. Und dann hole ich Luft.

Jemand wird kommen, irgendwann, der auch wartet. So wie ich.
Ganz sicher.

Zu Rot

CAROLINE KUBA
HÖHERE GRAPHISCHE BUNDESLEHRANSTALT, WIEN

Jeden Abend um die selbe Zeit stehe ich vor meinem Fenster.
Es ist ein unauffälliges Fenster in einem unauffälligen Haus.
Dunkle Vorhänge, die trübes Metall umrahmen.
Von dem Fenster aus habe ich Sicht auf einen großen runden Platz.
Er ist gefüllt mit Lichtern und Stimmen.
Mit Leben, Wärme und Geborgenheit.

Er ist gefüllt mit Gesichtern.
Wild und wunderschön bemalt.
Sie alle stehen lachend an ihren Plätzen.
Bewegen sich im Takt einer Melodie, die ich nicht hören kann.
Die ich noch nie hören konnte.
Egal wie angestrengt ich lausche.
Egal wie still ich bin.

Die Gestalten auf der anderen Seite des trüben Metalls tanzen
einen Reigen.
Manchmal langsam und geschmeidig.
Manchmal so wild, dass ich Angst um mein Fenster habe.
Immer im Takt.
Immer ohne Fehler.
Immer ohne mich.

Manchmal klopfen sie an meine Scheibe, hinterlassen Fingerabdrücke, schreiben Nachrichten mit Lippenstift, wo ich zuvor so sorgsam geputzt habe. Rot. Zu rot.
Sie sehen die Abdrücke, die sie hinterlassen, nicht.
Vielleicht leuchten sie zu hell dafür. Überstrahlen jeden Partikel, der nicht mehr Teil von ihnen ist. So heiß, dass jeder Nicht-Teil verbrennt.

Auch sie haben Häuser.
Sie ziehen sie hinter sich her.
Manchmal sehe ich hinein.
Fenster und Türen sind immer offen. Sie besuchen sich.
Aber sie trinken nie Tee.
Die Häuser sind vollgestellt mit Kunststoffpflanzen.
Zu viele, um sie zu zählen.

Ich probiere es trotzdem.

Einmal habe ich jemanden gesehen.
Für den Bruchteil einer Sekunde ist er aus dem Takt gekommen.
Ist gestrauchelt.
Ganz kurz.

Damals habe ich probiert, mein Haus zu verlassen.
Langsam. Ganz langsam, die Taschen voll mit Eiswürfeln,
habe ich mich hinaus in die flimmernde Hitze gewagt.

Seine Krone hat ihn größer wirken lassen.
Nur ein kleines Stück.
Ein kleines Stück Metall, das meine Sinne getrübt hat.
Er hat mich angezogen, wie das Licht die Motten anzieht.
Er, mit seinem Haus voller Kunststoffpflanzen.

Er hat mich angesehen.
Vielleicht weil ich so dastand.
Weil er gesehen hat, dass ich die Musik nicht höre.

Er trug keinen Lippenstift.
Seine Augen waren blau.
So blau, dass ich schwören könnte, sie wären aus Eis gewesen.
Ich bin auf ihn zugewankt.
Habe probiert, die fliessenden Bewegungen der anderen zu imitieren.

Er streckte seine Hand aus.
Finger rot vom Lippenstift.
Und meine Eiswürfel schmolzen.

Es hat Wochen gedauert, meine Pflanzen wieder gesund zu pflegen.
Jetzt weiß ich, dass die heißesten Feuer blau brennen.

Manchmal.
Nur manchmal.
Wenn sie mein Haus bemalen.
Will ich die Tür aufreißen.
Will fragen, ob das ein Teil ihres Tanzes ist.
Ob ich ein Teil ihres Tanzes bin.
Weshalb ich nicht mittanzen darf.
Weshalb ich nicht mittanzen kann.

Doch ich habe Angst vor der flimmernden Hitze.
Denn meine Pflanzen sind nicht aus Kunststoff.
Meine Pflanzen brauchen Wasser.
Meine Pflanzen können brennen.

Granite State

ANNA LASINGER
AKADEMISCHES GYMNASIUM, SALZBURG

Wir begraben deine tote Katze im hinteren Teil des Gartens,
unter einem Dach aus Ahornblättern.
Dein Haus liegt am Ende einer Sackgasse, inmitten eines Spinnennetzes aus verzweigten Ästen; die regennassen Fäden glitzern im Licht der Morgensonne.
Es riecht nach vermoderndem Laub und frisch gekochtem Kaffee.

Auf dem Weg zum Auto wird mein warmer Atem als
Nebelschleier sichtbar.
Ein paar Meter vor der Einfahrt wurde ein Reh überfahren. Mein müder Blick schweift über den blutrot gefärbten Asphalt, die starren Augen des Tieres lassen mein Herz zersplittern. An der nächsten Kreuzung überquert ein Eichhörnchen unversehrt die Straße.

Am höchsten Punkt stoppst du den Wagen und lässt den Motor laufen. Du lehnst dich aus dem Fenster, genießt die Sicht auf den Flickenteppich, den die Berge vor uns weben, deine Haare wehen im Wind. Der leere Raum zwischen uns füllt sich mit klarer Luft und ungesprochenen Worten.
Erst als du dich wieder dem Lenkrad zuwendest, sehe ich die Tränen über deine Wangen laufen. Sie münden in einen Bach, der über braunrotgesprenkelten Granitboden durch dieses fremde Land ins Meer fließt.

Meine Finger schließen sich um den wärmenden Einwegbecher. Die Haut an meinen Händen ist rau, meine Nägel sind blutig – ein äußeres Zeichen der Unruhe in meinem Inneren.
Das Labyrinth in meinem Kopf hat weder Ausgang noch Eingang: ein Gewirr aus Einsamkeit und berauschendem Glück.
Gedanken rasen wie Autos über einen Highway, tragen Gefühle von

den Fingerspitzen bis in die Zehen. Vor meinen Augen blinkt ein rotes Stoppschild, es warnt vor einer Baustelle in mir. All die Eindrücke, die Momentaufnahmen wirbeln durch meine Gedanken wie bunte Herbstblätter.

Ein Stück Popcorn schmilzt auf meiner Zunge. Es schmeckt süß und salzig zugleich.
Abends werden im Schein der Straßenlaternen dieser Kleinstadt Verstecke zu Schaufenstern.

Ich schaue in den Spiegel und sehe dich:
Diese veränderte Person mit nachtschwarzen Schatten unter Sternenaugen.
Dein Gesicht wirkt anders als zuvor, geformt von früher unbekannten Orten.
Vor meinem Fenster breiten sich am Firmament Räume ins Unendliche aus und ziehen sich wieder zusammen. Du fragst mich, an welchem Punkt alles aus dem Nichts entsteht? – Doch jedes Mal, wenn ich kurz den Blick abwende, ist nichts mehr wie zuvor.

Wortflut

JULIA LÜCKL
WIEDNER GYMNASIUM / SIR KARL POPPER SCHULE, WIEN

Das Wasser steigt. Bis zum Hals steigt es. Nur gesehen habe ich es noch nicht, nur davon gelesen. Man liest ja täglich, soll die Wahrheit kennen, den Überblick behalten. Den Weitblick behalten. Also lese ich jeden Tag. Sehe die schwarzen Lettern auf dem weißen Papier. Das Wasser steigt, steht da. Jeden Tag. Das Wasser steigt immer höher.

Es ist schon länger her, dass ich das mit dem Wasser erfahren habe. Damals habe ich mich gewundert. Habe aufgesehen. Habe den Blick schweifen lassen und nach dem Wasser geschaut. Gesehen habe ich nichts. Aber es stand da: Immer mehr wird es sein. Immer mehr wird kommen. Wie ein Meeresstrom, der alles mitreißen wird. Das Wasser steigt. Schwarz auf weiß stand es da. Und was schwarz auf weiß dasteht, das stimmt. Sagt man.

Ich habe dann an die Redaktion geschrieben, in schwarzen Lettern, mit vielen Fragezeichen. Habe geschrieben, dass ich es nicht sehen kann, das Wasser. Habe gefragt, ob sie sicher sind. Antwort habe ich keine bekommen. Nur noch mehr Schlagzeilen. Jeden Tag. Jeden Tag eine neue Schlagzeile.

Die Schlagzeilen sind größer geworden. Immer größer und bunter auch. Ich muss sie nicht mehr lesen. Sie springen mich an, wenn sie vor mir liegen. Werden zu den leisen Stimmen, die immer lauter werden. Schreien mich an. Sagen mir, dass alles zusammenbricht. Dass das Wasser uns alle ertränken wird. Uns alle. Und ganz besonders mich.

Gesehen habe ich es trotzdem nicht.

Aber kalte Füße habe ich bekommen von dem ganzen Wasser. Konnte richtig spüren, wie die Füße kalt werden und alles zu zittern beginnt. Habe begonnen, die Schlagzeilen zu sammeln. Behalte sie alle.

Häufe sie an. Direkt vor mir. Schaue zu, wie die Worte zu Wörtern, zu Wortfetzen zerreißen. Wie der Text immer kürzer, die Bilder immer größer werden. Und die Schlagzeilen auch.

Man muss mit Weitblick handeln, steht da. Mit Weitblick das Wasser bekämpfen.

Deshalb habe ich angefangen zu bauen. Mit den Schlagzeilen zu bauen. Ich bin fleißig, mache keine Pausen, nie mache ich Pausen. Sie müssen doch fertigwerden, die Mauern. Was soll sonst werden, wenn ich so ganz alleine dastehe, ungeschützt? Ungeschützt, das habe ich gelesen, schwarz auf weiß habe ich das gelesen. In riesigen Lettern stand es da. Kein Schutz. Die Dämme halten nicht mehr. Aber das Wasser steigt weiter, steht schon bis zum Hals. Auch wenn ich es nicht sehen, nur spüren kann. Ja, spüren kann ich es schon. Also baue ich jetzt selbst. Einen Schutzwall. Meinen Schutzwall aus den Schlagzeilen.

Ich habe lange gebaut. Viel gebaut. War erschöpft, aber froh, weil die Mauern wachsen. Meine vier Mauern. Sie waren dann schon ganz hoch. Ich konnte nicht mehr hinüberblicken, da war nur noch ein kleines Loch ganz oben. Sonst war es dunkel. Zuerst wollte ich das Licht behalten, das bisschen Licht von oben. Aber die Schlagzeilen sind immer lauter geworden.

Es war dann ganz dunkel, stockfinster, dort drinnen in meinen vier Mauern aus Schlagzeilen. Ich saß dort allein, sitze dort allein. Zwischen den Wortfetzen. In meiner eigenen Welt. Eigens erschaffen. Selbstgebaut aus fremden Worten, Gedanken. Aber geschützt und sicher. Alles was mir gehört, alles bei mir. Eingemauert. Gerettet. Auch die Schlagzeilen, die ich noch hören kann, wie sie leise wimmern. Nicht Weltschmerz nennt man das, Wortschmerz nennt man das.

Wenn ich ihnen zuhöre, dann denke ich an das Wasser. Das da draußen sein muss. Denke an die trockenen Füße, die trotzdem kalt bleiben. Auch wenn ich jetzt hier drinnen bin. Sage mir, dass alles gut ist. Dass nichts passieren kann, nicht hier, in meinen vier Mauern, meiner

schönen, neuen Welt. Dann sage ich mir, dass ich stolz bin, stolz und zufrieden. Denke an den Weitblick, den man beim Lesen gewinnt. Ja, an den Weitblick. Nur manchmal frage ich mich, was wohl aus dem Draußen wird, was wohl dort draußen passiert. Aber das nur ganz selten.

Der Vorhang

FELICITAS MARTI
HÖHERE GRAPHISCHE BUNDESLEHRANSTALT, WIEN

Tag 4

Bunte Farbbilder flimmern vor meinem inneren Auge, komplexe Szenen erzählen eine Geschichte, doch anstelle einer immer klarer werdenden Abfolge werden sie plötzlich kreuz und quer durcheinander geworfen, prallen gegeneinander und lösen eine immer größer werdende Verwirrung in mir aus, bis mein Traum schließlich komplett in ein nervtötendes Weckermalheur verrinnt.

Die bunten Bilder lösen sich in Luft auf, die mir kühl ins Gesicht schlägt und mich die bittere Realität, meine bittere Realität, begreifen lässt.

Mein Körper bebt vor Schlafmangel und kalter Morgenluft, ich quäle mich aus meiner viel zu weichen Federburg, auch meine zerknitterten Haarsträhnen kratzen mich zärtlich am Hals: „Hey! Come on!“, flüstern sie mir krächzend ins Ohr. Gleichzeitig beschwert sich mein Mund bei mir, dass ich auf seine abendliche Säuberung vergessen hatte und rächt sich jetzt mit dem Geschmack der Fäulnis bei mir. Ich gleite aus dem Bett, stehe wackelig auf meinen Beinen und tappe orientierungslos über die kalten Fliesen ins Bad. Erst als sich meine verfrorenen Zehen in den altbekannten Badezimmerteppich graben, halte ich inne. Ich habe mich immer noch nicht daran gewöhnt. Als ich die ruppige Zahnbürste über meine Karies übersäten Zähne führe, muss ich mich mit jeder einzelnen Gehirnzelle darauf konzentrieren, mich nicht zu übergeben. Zähne putzen, so etwas Plausibles, ist jeden Tag für mich ein großer Kampf. Doch ich bin eine Kämpfernatur. Ich will das schaffen. Ich will glücklich sein. ICH WILL EINFACH NUR DAS SCHÖNE IM LEBEN SEHEN. Und so gurgle ich, lasse locker und sprühe das schäumende Minzwasser ins Waschbecken, schlüpfe in ein übergroßes

Shirt meines Vaters und rutsche positiv geladen die Treppen runter, wo schon meine morgendliche Tasse Filterkaffe, die jeden Tag liebevoll von meiner Mutter aufgebrüht wird, auf mich wartet. Ich nippe daran, ziehe Luft durch meine kribbelig verbrannten Lippen und nippe noch mehr. Das gewohnte Gefühl der gemahlenen Kaffeekörnchen macht sich auf meiner Zunge und im Rachen breit. Mamas Kaffees haben stets Sudrückstände. Viel Liebe, das reicht mir für einen guten Start in den Morgen, daran hindern mich diese kleinen aufputschenden Bröckchen schon lange nicht mehr, es gibt wesentlichere Dinge im Leben. Aber manchmal muss man erst tief fallen, sehr tief. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, dass sich bald alles wieder zum Alten, zu meiner bunten Zauberwelt, wenden wird. Ich drehe mich zu meiner Mutter um, sie ist etwas vorsichtiger mit mir geworden, doch ihre Umarmungen sind noch immer fest und warm. Menschen ändern sich eben. Genauso wie die Mode. Einmal ist es schwieriger, sich in die Stofffetzen hineinzuzwängen und ein anderes Mal fühlt man sich nahezu nackt. Doch dass sich Menschen und Kleidungsstücke ändern, das ist normal. Ich entscheide jeden Tag aufs Neue, spontan, was ich heute tragen will. Mir ist es egal, wie ich aussehe, Hauptsache ich fühle mich wohl und solange ich mich wohl fühle, glitzere ich ganz automatisch. Ich betrete also wie jeden Tag glitzernd die U-Bahn, und trotz der müden, leeren Körper, die hier zu einer Vielzahl herumlungern, und keinen einzigen Ton verlieren, fühle ich die starrenden Blicke auf mir. Komplette Stille, nur das Rattern des Zuges. Erst am Nachhauseweg strotzen die Leute vor Energie, nehmen sich alle Freiheit heraus herumzubrüllen und ihre Telefonate über Sex, langweiligen Bürokram und Kindererziehung können mich zumindest ein bisschen unterhalten. Es ist immer noch die gleiche Welt.

Tag 5

Es regnet. Es regnet kalt und nass. Es ist dieser straßenleerende Regen, der mit seinem Unmut alle Menschen in die Häuser verjagt. Nur mehr er, also der Regen, und ich sind in der düsteren und gruselig stillen Stadt unterwegs. Nur die dicken Tropfen, die schwer auf den Asphalt prasseln und meinen Pullover bis auf den letzten Wollfaden

durchnässen. Und meine eilenden Schritte, die in rhythmischen Intervallen das Wasser am Boden blasenwerfend aus den Pfützen drängen. Ich zittere, der triefende Pulli klebt mir auf meiner bibbernden Haut. Was würden sie bloß denken? Und umso kleiner das letzte helle Loch am Himmel wird, umso mehr Angst bekomme ich. Gerade als ich die quietschende Gartentür öffnen will, die der aufbrausende Sturm donnernd gegen die dahinterliegende Betonwand wirft, wird jedes Stück Hoffnung von wahrscheinlich tiefschwarzen Wolken verschluckt. Was wenn sie mich nun verstoßen werden? Und immer wenn ich glaube zu wissen, der Regen könne nicht mehr stärker werden, kommt ein neuer Schwall von oben auf mich herab geschossen, drückt mich ein Stück tiefer in meine Unbeholfenheit. So verharre ich kurz, es macht sowieso keinen Unterschied mehr, so vollgesogen wie ich bin, ich atme tief die feuchte Abendluft ein, die den Geruch des verwaschenen Straßenstaubs angenommen hat. Enttäuscht davon, dass die Luft hier nicht so blumig und erfrischend wie am Land nach einem klärenden Regenschauer riecht, atme ich hüstelnd aus und öffne die schwere Haustür. Was wenn ich gleich alles, was mir noch bleibt, verlieren werde? Ich weiß, ich stehe im Vorraum, auch wenn ich nichts sehe, taste ich mich über die behängte Garderobe zur Wohnzimmertür vor. Ich höre sie, ich kenne ihre Stimmen, ich kenne sie gut und auch wenn sie meinen Namen nicht in den Mund nehmen, weiß ich, dass sie gerade über mich sprechen. Ich zittere, nicht mehr vom Regen. Ich zittere vor Angst. Und bevor ich mit meinem Zittern einen Schmetterlingseffekt auslösen kann, greift meine rechte Hand schnurstracks zur kalten Metallklinge und ich öffne die Türe mit einem Ruck. Es ist totenstill. Jetzt muss ich ihnen alles erzählen, meinen Freunden alles erzählen. Und als sie mich einer nach dem anderen in eine herzliche Umarmung schließen, weiß ich, es ist immer noch die gleiche Welt.

Tag 23

Der mehlige Sand bleibt bei jeder Bewegung an meinen feuchten Po-Backen kleben. Er reibt so lange an meiner gut gepflegten Haut, bis er auftrocknet und abbröckelt, dann ist er nicht mehr feucht, sondern

eben nur mehr mehlig. Das sich vor mir erstreckende Meer ist noch immer nass und der Wind trocknet kühl meine mit Gänsehaut übersäten Beine. Auch die sich aufbäumenden Wellen, die regelmäßig an der Küste schäumend zerbersten, geben mir wie eh und je das Gefühl der ohnmächtigen Unendlichkeit. Das Salz brennt in meinen trockenen Lippen. Ich liebe diesen Ort, und obwohl ich weiß, dass ich den Schmerz nicht stoppen kann, schlecke ich über meine Lippen.

Es hilft, lindert für Sekunden mein kleines Leiden, doch dann kommt der nächste Windschub, wie ein Seidentuch, warm und weich, schmiegt er sich um meinen Körper. Selbst das salzige Wasser kann ihm nichts antun. Ich genieße den natürlichen Föhn, räkle mich, die warmen Sonnenstrahlen kitzeln mich auf der Nasenspitze. Ich liebe das Meer noch immer. Das Rauschen erfüllt meine Gedanken, laut und wild, und doch so beruhigend, eine Welle nach der anderen rollt an Land, färbt den Sand feucht und umspielt meine Zehenspitzen. Ab und zu verdecken Möwen für ein Augenzwinkern meinen heißen Energiespender, die Sonne, lassen mich den Schatten auf der Haut spüren und kreischen. Das Kreischen, das Rauschen und meine Gedanken verschmelzen und ich strahle. Die mit mir strahlende Sonne. Die unendlich leere Weite. Der mehlige Sandstrand. Es ist immer noch die gleiche Welt.

Und so versuche ich, in der Hoffnung, alles würde wieder gut werden, mich mit dem Mantra zu belallen:

Es ist immer noch die gleiche Welt.

Es ist immer noch die gleiche Welt.

Es ist immer noch die fucking gleiche Welt.

Ich wünschte bloß, ich könnte sie wieder SEHEN.

Sprint

MARINA MITROVIC
GRG 22, POLGARSTRASSE, WIEN / TU WIEN

einatmen. ausatmen.
ein, aus, einaus, einaus

Jeder Schritt im Rhythmus der Atmung; die Oberschenkel brennen, aber ich werde nicht langsamer. Mein Wille zieht mich wie an einer Marionette gezogen wird, ein Bein nach dem anderen. Sie sagen, ich muss nachholen, aufholen, an Vorsprung gewinnen.

Meine Lungen schreien nach mehr Luft, mein Herz pumpt zu schnell Blut in meine Adern und droht zu zerplatzen, aber ich habe gelernt, das zu ignorieren. Der Mensch verwirklicht sich durch seine Arbeit, wer nicht arbeitet ist nicht wirklich. Leistung macht wirklich, sie ist wichtiger als ich. Ich soll nicht leben, ich soll funktionieren.

einaus, einaus, einauseinaus

Ich soll Hindernisse elegant umgehen und überspringen, ohne langsamer zu werden, das Wachstum darf nicht gefährdet werden. Besser als gestern, jeden Tag. Ich soll mein volles Potential entwickeln, das Meiste aus mir herausholen. Die Idealversion von mir ist vorgegeben und ich hechle hinterher und entfremde mich dabei von mir selbst. Mein Hemd klebt schweißdurchtränkt an meinem Rücken.

einauseinauseinauseinausein

Das Glück ist da drüben zu finden, sagen sie, und zeigen mit dem Finger in die Ferne. Sie sind am halben Weg stecken geblieben, ihre Zeit sei schon abgelaufen. Alte Hunde lernen keine neuen Tricks mehr. Ich soll besser werden als sie, höher schneller weiterkommen so lange ich noch kann. Wer mehr will, muss mehr geben, denn mehr ist mehr ist schneller ist –

auseineinauseineineineinausausein

Ich laufe von mir davon und dem Glück hinterher. Meine Knie drohen nachzugeben. Ich sehe nichts mehr, nur schwarz. Wo ist es, das Glück? Welche Richtung? Können Sie es mir sagen?

eineineineineineinausauseineineineineinein

Ein Keuchen, ein Stolpern, ein Fall, der sich ewig in die Länge zieht.

Ich falle und falle in die Dunkelheit. Es macht keinen Unterschied mehr, also schließe ich meine Augen. Irgendwann wache ich mit dem Gesicht nach unten liegend am Boden auf. Mit großer Mühe schaffe ich es gerade noch, mich auf den Rücken zu drehen und öffne meine Augen, um den blauen Himmel zu betrachten.

ausatmen

Adaption

DOROTHEA AGNES NEWERKLA
WIEDNER GYMNASIUM / SIR KARL POPPER SCHULE, WIEN /
UNIVERSITÄT WIEN

Es ist viel zu früh, um nachzudenken. Ihr Kopf lehnt an meiner Schulter. „Ich bin müde“, sagt sie. „Dann schlaf!“, sage ich. Außer uns sitzen vielleicht drei Leute im Wagon des ersten Zuges, in ein Buch vertieft, mit Kopfhörern oder schlafend. Das könnte ich sein, das könnten wir sein, wenn sie nicht so wach wäre. „Erzähl mir was?“, bittet sie.

„Es war einmal ein Mädchen mit blauem Blut und blauen Augen. Hauptsache gesund. Erst im Laufe des ersten Lebensjahres stellte sich heraus, ob sie die dunklen Augen ihrer Eltern geerbt hatte. Hatte sie. Doch ihr Blut blieb blau, bläuliche Adern wie bei allen, blaue Lippen wie bei Kälte.“

„Ruf bei Netflix an, die machen den nächsten Bestseller daraus“, lacht sie und verwebt ihre Finger mit den meinen. Wegen der frühen Uhrzeit werden wir nur von unserm Spiegelbild in der dunklen Fensterscheibe beobachtet. Ich sehe aus, als könnte ich noch Schlaf vertragen, finde ich. Weiter.

„Ihre Zunge war blau, sie biss darauf. Je weniger sie redete, desto besser. Lippenstift. Keiner sah sie, aber sie selbst nahm sich auffälliger wahr denn je. Spürte jede einzelne ihrer Bewegungen, als sie krampfhaft lächelnd versuchte, in Gedanken versunken zu wirken. Das Glas in ihrer Hand enthielt etwas Rotes und sie schwenkte es hin und her. Vielleicht würde es das Blut färben, wenn sie genug trank.“

Sie drückt meine Hand, fest. Es ist so ruhig in dem fast leeren Wagon, dass ich unweigerlich immer leiser werde. Fahrtgeräusche.

„Es waren zu viele Leute unterwegs, als dass sie auf alle achten konnte. Ungeschicktes Anstoßen, gemurmelte Entschuldigungen. Plötzlich schien jeder einen anderen Weg zu gehen. Bis sie gegen ein anderes Mädchen stolperte, das sagte, es sei farbenblind und noch viel mehr. Ihr Lächeln brachte sie zuerst aus dem Konzept und dann zum Lachen und so grinsten sie beide und die Leute blieben nicht stehen. Manche konnten es einfach, durchquerten eine Menschenmenge, stießen dabei an niemanden. Sie nahm ihre Hand und zog sie mit.“

„Beruht auf einer wahren Begebenheit“, flüstert sie zurück, unsere Hände ineinander verschränkt. Das erste Licht bricht durch die Fenster. Morgendämmerung.

„Das farbenblinde Mädchen mit dem schönsten Lächeln hatte gelogen: Sie kann Farbe sehen, gestand sie nervös. Aber sie mag blau. Also nicht nur blau. Auch ihre dunklen Augen, aber sie ist nicht gut mit so schönen Beschreibungen. Außerdem mag sie ihre Ehrlichkeit. Und ihre Figur in dem kurzen Sommerkleid. In allem andern natürlich auch, aber in dem Sommerkleid ganz besonders. Und das meiste von ihrem Musikgeschmack. Und ihre ansteckende Begeisterung für Abenteuer. Und sie mag ihre Gedanken spätnachts, wenn sie wahre Geschichten ausdenkt.“

„Weißt du, wie schwer es ist, ein gutes Liebesgeständnis zu machen? Ich dachte, ich werde entweder einen Lachanfall kriegen oder im Boden versinken.“ Sie hat ihren Kopf noch mehr gedreht und murmelt jetzt in den Stoff meines Oberteils. Ich lache. „Dein Shirt ist echt weich, weißt du das?“, sagt sie.

„Sie blickte danach nervös nach unten, unsicher, was sie noch sagen sollte. Doch das andere Mädchen strahlte. Sie legte ihren Kopf schräg und lehnt sich vorsichtig vor, sie auch. Die beiden küssen einander. Kein Lippenstift. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.“

„Das ist das Schönste, was du mir je erzählt hast“, urteilt sie. Dann entwindet sie mir ihre Hand um sich gerade aufzusetzen, sieht mich an und – „Hast du dein Pyjama-Oberteil an?“ „Das ist ein T-Shirt“, verteidige ich mich. „Ja, das T-Shirt, das du zum Schlafen trägst!“ Sie steht kurz vor einem Lachanfall, doch dann sinkt ihr Kopf erneut auf meine Schulter „Es ist schon sehr bequem.“ Warm und schwer lehnt sie an mir. Ich bin müde.

Als sie mich sanft wachrüttelt, weil wir umsteigen müssen, ist es kurz vor Mittag und der Wagon bereits halb voll.

Es ist okay

HANNAH OPPOLZER
BG FRAUENGASSE, BADEN / UNIVERSITÄT WIEN

Ich bin in den Park gegangen, nur für einen kurzen Spaziergang, um die letzte Herbstsonne zu genießen, als ich den grauhaarigen Mann vor mir sehe und stehen bleibe. „Warte!“

Er dreht sich um und sein Blick ist neugierig, während er mich mustert. „Ja?“

Ich schweige. „Erkennst du mich denn nicht?“

Als er nichts erwidert, senke ich den Kopf. Ich hätte es wissen müssen.

„Kann ich Ihnen behilflich sein?“, fragt er.

„Nein. Nein, danke. Alles in Ordnung. Gehen … gehen Sie.“

Ich schicke ihn fort. Warum? Warum tust du das? Er ist dein Vater, verdammt noch mal!

Als er sich von mir abwendet, schließe ich die Augen, um die Tränen zurückzuhalten. Vielleicht sollte ich sie einfach rauslassen.

Vielleicht sollte ich ihm hinterherlaufen und ihm erklären, dass ich seine Tochter bin und er mich vergessen hat.

Es ist bereits Nachmittag, als ich in das Parkcafé eintrete und mir etwas zu trinken bestelle. Schweigend träufle ich Honig in meinen Schwarztee, zu viel, es wird zu viel, doch es ist mir egal. Unter mir raschelt etwas und neugierig, aber zugleich auch verwundert sehe ich mich nach allen Seiten um, bevor ich unter meinem Stuhl nachschaue.

Ein kleiner Junge liegt dort und sieht aus großen Augen zu mir hoch.

„Psst!“, zischt er. „Sie dürfen mich nicht finden!“

„Wer darf dich nicht finden?“

„Der König und die Königin! Sie werden böse auf mich sein.“

Ich rutsche zur Seite, um ihn besser ansehen zu können. „Was hast du denn getan?“

„Ich sollte eine Nachricht überbringen, aber ich …“

„Da bist du ja!“, unterbricht ihn eine laute Mädchenstimme. Ich richte mich rasch auf, als zwei Kinder, etwas älter, aber noch keine zehn, in das Café kommen.

„Seid ihr König und Königin?“, frage ich, während sich der Kleine hinter mir versteckt.

Das Mädchen bedenkt mich mit einem argwöhnischen Blick. „Natürlich.“

„Und wieso muss er vor euch flüchten?“

„Er hat unsere Nachricht nicht überbracht!“, antwortet der Junge. Nein, der König. „Seinetwegen konnten unsere Männer nicht gewarnt werden und unser Feind hat all unsere Schätze geraubt.“

„Oh nein! Aber seid doch gnädig mit ihm. Es ist okay, etwas zu vergessen.“

„Es gibt aber Dinge, die man nicht vergessen sollte“, sagt das Mädchen und blickt mich abwartend an. „Du musst dich verbeugen.“

Also tue ich es.

Ich will das Café gerade verlassen, als ich eine Kinderstimme höre. „Warte!“ Der kleine Junge von vorhin ist wieder bei mir und nimmt mit einer verblüffenden Selbstverständlichkeit meine Hand.

„Ich habe gar nicht nach deinem Namen gefragt“, fällt mir ein.

„Ich bin Tizian, der Schreckliche“, sagt er in einem genervten Tonfall, als müsste ich es doch eigentlich wissen. „Meine Geschwister fürchten sich vor mir. Aber manchmal ärgern sie mich. Und dann bin ich traurig.“

„Ich bin auch manchmal traurig“, gestehe ich ihm.

„Wieso denn?“

„Es gibt Dinge im Leben, die man nicht wahrhaben will. Doch du kannst sie nicht ändern.“

Er legt seine Stirn in Falten, als denke er angestrengt nach. „Ich glaube, ich weiß, was du meinst. Wenn ich zum Beispiel Tizian, der Schreckliche, bin und Mama dann sagt, dass ich ihr kleiner Tizian bin.“

„Aber nein.“ Ich lächle. „Du kannst alles sein, wenn du nur daran glaubst.“

„Da bist du ja! War aber heute ein langer Spaziergang.“ Es ist eine junge Frau, die aus einem Haus in einer Seitengasse kommt und mir sanft über die Schulter streichelt. Ich zucke unter der Berührung dieser Fremden zusammen, doch Tizian läuft zu ihr.

„Hallo, mein Junge! Wo sind denn deine Geschwister, Tizian?“

„König und Königin werden sofort kommen – ich muss schnell weg!“

Sie hält ihn am Ärmel fest. „Wo ward ihr denn?“

„Oma war im Café. Sie hat mir geholfen, mich zu verstecken“, antwortet er.

Die Frau sieht mich an. „Sehr schön.“

Oma? Panik regt sich in mir. Wer ist Oma?

„Na komm. Wir gehen hinein.“ Die Frau nimmt meinen Arm und ich lasse sie.

„Wo … ist mein Vater?“, frage ich.

„Dein Vater ist schon lange tot. Er wäre heute über hundert.“ Sie sagt es ruhig, aber da schwingt noch ein anderes Gefühl in ihren Worten mit.

Ich atme tief durch und versuche, nicht irritiert zu wirken. Doch ich kann es nicht vor ihr verbergen. Ich weiß nicht wer sie ist.

„Es ist okay, Mama“, flüstert die Frau und weint. Ich möchte nicht, dass sie weint, also versuche ich, sie zu trösten und sie nimmt meine Hände.

„Es ist okay, etwas zu vergessen.“

Fall

REGINA PIZZININI
SCHOTTENGYMNASIUM, WIEN

Pass auf, dass du nicht mit einem Engel kollidierst.

Du weisst, dass du Engel anziehst.

Du weißt genauso gut wie ich, vielleicht sogar noch besser, dass du den Flug anziehst. Dass du dir nichts mehr wünschst, als dich in Höhen zu begeben und allem zu entfliehen. Alles zu vergessen, was auf dieser grausamen Welt geschieht. Du versuchst alles, um diese grausame Realität nicht ertragen zu müssen, um das alles nicht erleben zu müssen, nicht einmal um es nicht leben zu müssen, denn wir wissen beide, dass du das nicht tust. Einfach um es nicht einmal erfahren zu müssen, nicht sehen, fühlen, hören, denken zu müssen. Du möchtest nichts mehr, als den Boden unter deinen Füßen zu verlieren und dich irgendwo in den höchsten Höhen wiederzufinden. Ich weiß, der Gedanke ist verlockend. Vielleicht sogar befriedigend. Eine Zeit lang. Vielleicht sogar eine längere Zeit lang. Vielleicht sogar sehr lang. Du wirst abheben und steigen, und immer weiter steigen. Irgendwann wirst du aufhören zu steigen und schweben. Irgendwo ganz hoch oben wirst du über allem schweben und von oben herabsehen können. Ich weiß, dass du das möchtest. Denn wir alle wissen, dass das Leben aus der Vogelperspektive so klein aussieht. So klein und einfach und die Menschen so furchtbar primitiv. Ich weiß, du wünschst dir nichts mehr als Übersicht und Kontrolle. Du wirst also schweben, hoch oben, wir beide wissen, wenn du dich anstrengst, wirst du diese Höhen erreichen. Und hoch oben wirst du herabsehen und dir deinen Teil dazu denken. Vielleicht sogar deinen Teil dabei fühlen. Du wirst da oben schweben, und den kompletten Überblick haben, vielleicht wirst du manchmal das Gefühl haben, als wäre dein Schwebezustand nicht konstant, nicht stabil. Aber dennoch wirst du nicht fallen, denn wohin sollst du fallen,

wenn ein sicherer und überlebensfähiger Weg nach unten viel schwieriger zu finden ist, als der Weg in die Höhen. Es ist immer einfacher, einen Berg zu besteigen, als denselben Berg auf sicherem Wege wieder hinab zu steigen.

Aber während du da oben bist, und alles vergisst und dir gleichzeitig niemals so viel klar war und wieder klar werden wird, pass auf, dass du nicht mit einem Engel kollidierst.

Denn heute fallen die Engel von der Erde in tiefere Welten. In Unterwelten. Ihren Weg nach unten bahnen sie sich durch jeden einzelnen Menschen. Sie werden durch uns alle hindurch fallen, werden niemanden unberührt lassen von ihrem erneuten Gehen, doch diesmal verlassen sie nicht ihr Geliebtes, sie verlassen Liebende, sie Liebende. Wer könnte einen Engel nicht lieben? Und während ein Engel durch dich hindurch fällt, hinterlässt er dir, wenn du Glück hast, vielleicht einen Teil von sich. Solltest du es würdig sein. Aber du musst still dasitzen, darfst dich nicht rühren, du darfst nicht mit einem Engel auf seiner Reise nach unten kollidieren.

Du allerdings, ich kenne dich, sitzt nicht still da. Du bewegst dich in der Gefahrenzone, kommst ihnen in die Quere, in deiner Sehnsucht nach Flug, in deiner Sehnsucht nach Flucht. Du sitzt nicht da und lässt dir etwas geben, du bist schon längst aufgebrochen, um es zu suchen. Vielleicht wäre das nicht so schlimm, würden heute nicht Engel fallen.

Denn Engel gibt es heute in diesen Höhen, und der Unsichtbarkeitsmantel, den du um dich geschlungen hast, ist vergänglich, also pass bloß auf, dass du nicht mit einem Engel kollidierst.

Denn wenn du da oben bist und hinunterblickst, vergiss nicht, nach vorne zu sehen, vergiss nicht, dir mit jeder Sekunde deines Fluges deine Höhenlage zu sichern. Vergiss das bloß nicht. Vergiss nicht, dass heute da oben so viel Verkehr ist wie sonst nie.

Du wirst da oben viel finden. Es wird dich bereichern. Also, flieg, flieg durch die Höhen, flieg hoch oben und schau hinab.

Aber wenn du einem Engel begegnest und er dich als ein unauthorisiertes Flugobjekt erkennt, dann wird der Engel schnell zum Dämon. Er wird dich mit sich reißen und du wirst so lange und so tief fallen, wie du es noch nie zuvor verspürt hast. Du wirst so dermaßen tief fallen, die Höhen in denen du dich befunden hast, werden nichts sein im Gegensatz zu den Tiefen in denen du dich wiederfinden wirst. Du wirst fallen, und im Fall wirst du deine Haare, dein Gesicht, deine Haut und schließlich deine Seele verlieren. Ein Haufen Knochen wird unten ankommen, nach Innen leer, nach Außen nackt.

Weitblick

HELENE RAUCH
BG/BRG TULLN

Dort vorne, auf der Bank an der Straßenecke, sitzt ein Mädchen. Eigentlich sitzt es einfach nur da und starrt auf den Boden vor sich. Es hat sich die Kapuze vor die Stirn gezogen und umschlingt seine Knie mit den Armen, während es auf dem kalten Holz kauert. Eine Strähne seiner rotbraunen Haare hat sich gelöst und hängt neben seinem Gesicht.

Es schaut nach unten, immer nur nach unten. Traurig sieht es aus, traurig und verlassen, wie es so alleine auf der Bank sitzt und sich nicht bewegt. Seine Augen liegen im Schatten der Kapuze, seine Arme sind so kurz, dass die Hände in den Ärmeln der Jacke verschwinden. Es fragt sich, ob er wohl kommen wird. Ob er wohl diesmal kommen und sie abholen wird.

Es lacht. Es lacht, weil man in der Wasserlacke vor der Bank den Himmel sehen kann. Es lacht, weil es nach oben schauen kann, ohne den Blick zu heben. Das Mädchen sieht den Himmel. Er ist blau, so blau wie seine Augen, die von der Kapuze verdeckt werden. Manchmal, wenn der Wind über die Wasseroberfläche streift, macht der Himmel kleine Wellen. Kräuselt sich wie die Locken des Mädchens, die es unter der Jacke versteckt.

Vielleicht wird er diesmal kommen. Er weiß, dass es auf ihn wartet. Vielleicht wird er plötzlich vor der Bank stehen. Und weil das Mädchen das hofft, will es den Blick nicht heben, will nicht sehen, dass außer ihm niemand da ist.

Lange sitzt es auf der Bank und schaut in den Himmel hinunter, so lange, bis irgendwann Wolken aufziehen. Wolken, so weich wie die Wangen des Mädchens, die vor lauter Kälte rot angelaufen sind. Da steht es auf, zum ersten Mal, und läuft ein Stück nach links. Es zieht die

Kapuze nicht hoch, hebt den Blick nicht, obwohl es jetzt den Himmel nicht mehr sehen kann. Suchend sieht es sich um, dann läuft es ein Stück nach rechts und kniet sich auf den Boden. Konzentriert schiebt es die Ärmel nach oben, gerade so weit, dass die schmalen Hände zum Vorschein kommen.

Hände, so klein wie die Blätter, die es mit ihnen aufhebt und behutsam zur Bank zurückträgt.

Das Mädchen kauert sich auf den Boden neben die Lacke und platziert ein Blatt so, dass es genau auf einer Wolke liegt, die sich im Wasser spiegelt. Zufrieden klettert es wieder auf die Bank. Das Blatt liegt nicht mehr auf der Wolke. Da es sich aber nicht bewegt hat, muss wohl die Wolke weitergezogen sein, und das Mädchen lacht, weil es das bemerkt hat. Dass sich die Wolke bewegt hat, während es auf die Bank geklettert ist.

Es hat noch ein paar Blätter, und es legt sie vorsichtig neben sich auf, um eines nach dem anderen hinunterzuwerfen. Es will die Wolke treffen, doch die Blätter fallen nicht so, wie es sie wirft. Sie segeln, segeln wie alle anderen Blätter, die der Wind von den Bäumen weht. Wie die Blätter, die es sehen würde, wenn es aufschauen würde.

Irgendwann liegen alle Blätter in der Lacke, und es sind so viele, dass das Mädchen die Wolke nicht mehr sehen kann. Irgendein Blatt muss jetzt auf ihr liegen, sonst könnte es die Wolke sehen, und obwohl es das war, was es wollte, gefällt es ihm nicht. Weil es den Himmel nicht mehr sehen kann. Dafür müsste es jetzt nach oben schauen, und weil es das nicht will, steigt es wieder hinunter und fischt alle Blätter aus dem Wasser, eines nach dem anderen. Nass liegen sie neben der Wasserlacke, so nass wie die Hände des Mädchens, die es sich an seiner Hose abwischt. Die Wolke ist verschwunden. Das Mädchen klettert hinauf, und da sieht es sie, am oberen Rand, fast schon nicht mehr in der Lacke.

Weil es jetzt keine Wolken und keine Blätter mehr gibt, sitzt es wieder nur da und starrt in den Himmel zu ihren Füßen. Vielleicht wird es auch noch abends dort auf der Bank an der Straßenecke sitzen und die

Sterne in der Wasserlacke zählen. Sterne, so zahlreich wie die Sommersprossen im Gesicht des Mädchens, die mit der Röte seiner Wange verschmelzen. Wie die Sterne mit den Wolken in der Wasserlacke.

Man kann nicht für immer in den Himmel schauen. Und als das Mädchen endlich den Blick hebt, sieht es den leeren Lichtkegel der Straßenlaterne.

Grenzgang

LARA ZOE RITTER

GRG 2, ZIRKUSGASSE, WIEN / FH WIEN DER WKW

Es wartet draußen.

Ich öffne die Hintertür, der Wind schlägt sie zu. Gehört habe ich es trotzdem. Im Vorraum ziehe ich Stiefel an und wickle mir einen Schal um. Beim ersten Schritt ins Freie versinke ich halb im Weiß.

Am Waldrand führen Fußabdrücke hinein, ich folge ihnen. Meine Hände zittern, ich weiß nicht, ob wegen der Kälte. Doch was hinter den Tannen wartet, muss ich wissen. Wissen, wie deren Äste und Rinden. Ich kann nicht länger hinter Vorhängen sitzen.

Schneeflocken wehen in mein Gesicht, Wurzeln legen sich vor meine Füße und Dornen verhaken sich in meinem Mantel. Es ist, als hätte sich die Natur gegen mich verbunden, um mich zurück in mein Haus zu treiben. Bald sehe ich nur mehr Winter, statt Wald. Die Fußabdrücke vor mir werden tiefer. Als hätte die dazugehörige Person, mit jedem Schritt dem sie es nähergekommen ist, an Schwere gewonnen.

Ich hatte mein Ende und seinen Anfang näher geschätzt. Der Wald hört nicht auf zu sein und ich beginne zu glauben, dass er das Meer und es der Strand ist. Ich, ein Schiffbrüchiger, für den kein Horizont in Sicht ist. Aber meinen Strand kenne ich. Wenn ich in der Mitte zwischen zweien am Untergehen bin, will ich an seinen angetrieben werden. Noch schaue ich bis zur Hüfte aus dem Schnee heraus.

Als ich kurz davor bin, mich in den Schneeozean sinken zu lassen, höre ich es wieder. Sein Lärm nimmt dem Wald die Stille. Ein paar Meter weiter sehe ich es. Vom Nebel getarnt, nur seine Umrisse sind zu erkennen. Seine Firste und Schuppendächer, Veranden und Kamine. Ich habe es erreicht.

Es riecht, wie es aussieht. Nach Holz, Kaminrauch und Festessen. Über all dem schwebt Marschmusik. Ich höre die Trompete heraus, die mich hergerufen hat. Jetzt lädt sie mich ein, in die Gassen zu gehen.

Ich spaziere eine von Hütten gesäumte Straße entlang und lasse den Wald hinter mir. Auf einer Veranda steht ein bulliger Mann und bläst Rauchwolken in die Luft. Sie vermischen sich mit jenem des Kamins zu dem Nebel, der über dem Dorf hängt. Ich hebe meinen Kopf zum versteckten Himmel. Als ich ihn wieder in Richtung des Mannes drehe, starrt er mich an. In seiner Hand hält er ein Gewehr, statt der Zigarette. Im nächsten Moment übertönt ein Schuss die Trompete.

Ich falle. Sinke und färbe den Schnee rot.

„Du bist der Zweite, der heute die Grenze übertreten hat.“ Ich höre ihn ganz nah und schaffe es, mein Gesicht nach oben zu drehen. Das seine schwebt verquollen über meinem. An seinem Jackenkragen ist ein Wächter-Abzeichen angenäht.

Ich will ihm antworten. Um ihm zu sagen, dass ich gegangen bin und gewartet habe. Darauf, dass die Luft hinter ihr mich nicht atmen lässt, oder die Erde unter mir nachgibt. Darauf, dass ich die Farben hinter ihr nicht kenne und in einen Fluss falle, weil ich ihn mit einem Pfad verwechsle. Ich will ihm antworten, dass dieser Boden für mich gemacht ist wie für ihn. Ich will ihm sagen, dass er die Grenze ist.

„Alles anders…?“

LAURA SARK

WIEDNER GYMNASIUM / SIR KARL POPPER SCHULE, WIEN

Der Apfel fällt vom Baum, aber anstatt am Boden aufzukommen, fällt er nach oben. Du kannst deinen Augen kaum glauben. Der Apfel sollte auf dem Boden liegen, ins Gras plumpsen, er kann doch unmöglich nach oben fallen! Aber er fällt immer weiter, bis er so weit weg ist, dass du ihn nicht mehr sehen kannst. Trotzdem bist du dir sicher, er wird weiter fallen, bis er landet. Die Frage ist nur, wo das sein wird. Wann das sein wird. Ob der Apfel dann überhaupt noch existiert.

Du fragst dich, was passieren würde, wenn du dich fallen lässt. Würdest du stürzen, auf dem Boden aufkommen, oder würdest du fliegen, wie der Apfel? Es könnte so einfach sein, nach oben zu kommen, einmal kurz stolpern und schon wärst du weg, weg vom Grund, weg von deinem alten Leben.

Du wolltest doch schon immer fliegen können.

Aber wenn es so einfach ist, warum tut es dann niemand? Was wäre, wenn alle fliegen würden? Wäre es dann überhaupt noch lohnenswert, es auch zu tun? Vielleicht haben sie auch nur alle Angst, Angst, dass es nach einmal Loslassen kein Zurück mehr gibt. Vielleicht solltest du auch besser Angst haben.

Du gehst weiter, bemüht, nicht zu stolpern. Ob du fliegst, wirst du wohl selbst entscheiden dürfen.

Es fällt dir schwer, dich nicht fallen zu lassen. Jetzt, wo du weißt, wie einfach es sein kann, ist es zu verlockend. Wenn selbst ein Apfel mutiger ist als du, weißt du, du musst etwas ändern.

Aber es ist doch schon alles anders. Was willst du in dieser neuen, verdrehten Welt, in der du ausgesetzt wurdest, noch ändern? Du musst

dich zuerst anpassen, an die Neuheiten gewöhnen. Die Welt wird sich nicht an dich anpassen, und wenn du dir eine Brücke über den Fluss vor dir wünschen wirst, wird der Fluss keine Brücke wachsen lass …

Nun das ist ja mal erstaunlich.

Was dachtest du gerade? Vielleicht passt sich die Welt ja tatsächlich an dich an. Wenn Äpfel fliegen können, wenn Flüsse Brücke bauen, dann ist nichts mehr unmöglich. Du fragst dich, wie weit du gehen kannst. Wohin führt dieser Weg? Wie viel kannst du dir noch wünschen, was wird die Welt dir erfüllen? Wenn du dich zurückwünschst, dann würde sie dich sicher zurückschicken, oder?

Aber jetzt kannst du nicht an Rückkehr denken. Du bist fasziniert von der Welt, in der du gelandet bist. Noch hast du keine fünf Schritte getan, und schon ist dein gesamtes Weltbild zerfallen. Fliegende Äpfel, brückenbauende Flüsse – du willst wissen, was als Nächstes kommt.

Die Sonne scheint auf den Weg vor dir herab, du wendest dich der Brücke zu. Der Fluss hat sie für dich gebaut. Ein solches Angebot kannst du nicht ablehnen.

Das Wasser rauscht, das Wasser schwillt, aber kein Fischer sitzt daran. Vielleicht könntest du ein Fischer sein, dir eine Angelrute wünschen. Ein bisschen Ruhe tanken, bevor du zurück in deinen Alltag gehst.

Du staunst. Alles ist so friedlich hier, so still. Fast wäre es zu still, würde nicht das Wasser glucksen und die Blätter im Wind säuseln. Aus den Augenwinkeln siehst du, wie sich ein weiterer Apfel von seinem Zweig löst, erneut nach oben fällt. Du schaffst es nicht, den Blick davon loszureißen. Das hier ist ein Wunder, das alles ist ein Wunder. Dein Wunder, denn wer ist denn sonst hier, um es zu beobachten?

Mit einem Mal fragst du dich, warum du denn allein bist. Wo sind die anderen Menschen, wem kannst du von all dem hier erzählen?

Noch während du das denkst, siehst du in der Ferne Hausdächer. Begeisterung durchfährt dich, sofort beschleunigst du deine Schritte, steuerst auf das Dorf zu.

Nicht mehr lange, und die Zivilisation hat dich wieder.

Du gehst und gehst, aber die Dächer kommen nicht näher. Die Luft wird immer wärmer, dir wird immer wärmer, du atmest auf, als Wolken am Himmel erscheinen. Aber die Sonne lässt sich nicht verdecken, sie scheint mit aller Kraft über den Himmel, heizt alles um sich auf. Es ist so warm, so hell, dass du die Augen schließen musst. Plötzlich trifft ein Regentropfen deine Schulter. Du weißt nicht recht, ob du dich über die Abkühlung freuen oder über die Nässe ärgern sollst und schaust halb vorwurfsvoll, halb erleichtert nach oben.

Du kannst deinen Augen nicht trauen. Was sich da vor deiner Nase abspielt, ist absolut unfassbar.

Die Sonne weint. Schwere, runde Tropfen fallen von ihr herab, beregnen genau die Stelle, an der du stehst. Die Sonne weint auf dich. Aber trotzdem bleibt es hell, denn die Wolken beginnen sanftes Licht zu verströmen, fast so, als wären sie große, schwebende Lampions.

Wenn Wolken scheinen und Sonnen regnen können, was kann dann noch passieren?

Ein Gedanke taucht in dir auf und schlägt dich fast nieder. Wenn diese Welt hier alles verzerrt, was hat sie dann aus dir gemacht? Hektisch siehst du an dir herab. Du siehst aus wie immer, aber vielleicht dachte der Apfel auch, er sei normal, bis er nach oben fiel. Vielleicht wusste der Fluss nicht, was in ihm steckt, ehe er die Brücke baute, vielleicht ahnten weder Sonne noch Wolken, dass sie Rollen tauschen würden.

Unbarmherzig fällt Regen auf dich herab, aber es kümmert dich nicht. Du bist gefangen in einer verdrehten Welt, und du kannst nicht wissen, ob du wirklich die Person bist, von der du denkst, dass du sie bist.

Deine Entscheidung ist gefallen, ehe du wirklich darüber nachdenken kannst. Du sprichst die Worte aus, ohne länger über die Konsequenzen zu rätseln.

„Bring mich zurück.“

Es ist sicher besser so. Du gehörst doch nicht in eine Welt, in der Äpfel fliegen, Flüsse Brücken bauen, in der die Sonne regnet und die Wolken strahlen, oder?

Können wir noch?

SUSANNE SOPHIE SCHMALWIESER

BG FRANZ KEIM GASSE, MÖDLING / UNIVERSITÄT WIEN

Gewinnerin des Wettbewerbs 2018

„Es ist ein langes Jahr gewesen, Auguste“, sagt Nina, der die Augäpfel schwer über den Tränensäcken hängen. Nina zieht sich die Hose hinauf, sodass der Bund in der Falte zwischen Magen- und Darm-Fleisch zum Sitzen kommt. Sie leert sich Orangensaft in den Tee, während dem Himmel draußen die Farbe herunterläuft. Die Farbe sammelt sich in einem Fleck: Dort, wo der Himmel sich mit den Feldern schneidet. Bald verschwindet der Fleck, wie weggewischt. Dann ist Nacht. Dann ist Dunkel. Nur die Windräder blinken noch rot hinter den Feldern.

„Alles Gute Nina“, sagt Auguste. Nina bläst sich die Kerze aus. Wachs tropft ihr heiß in den Spalt unterm Nagel. „Danke, dass du da bist, Auguste, sonst wäre ich einsam.“

Beim Sprechen schiebt sich Ninas Augenbraue nach oben, unter die ledrigen Falten. Beim letzten Wort zuckt sie selbst kurz zusammen. *Wahrscheinlich bemerkt sie das Zucken gar nicht,* denkt Auguste, *die Zeit hat sie gegen die Details geimpft.* Lange kennt Auguste Nina schon. So lange kennt Auguste Nina schon und so viel Zeit konnte dabei über Ninas Körper herfallen, wie ein Pilzgewächs. Wie ein Schwamm über einen Baum. In Ninas Rinde haben sich die Furchen tief ihre Wege geschabt. Auch an ihr ist die Farbe in Flecken zusammengelaufen. Langsam wird sie weggewischt.

Aber. Aber: Das Leben. Aber: Da ist so viel Leben, das Nina aus dem Körper sprießt. Die Wut, die sich unter ihrem Schlüsselbein zusammenkrampft. Die Freude, die die Knoten ihrer Gedärme entwirrt. Die Erregung, die in schaumigen Speichel über den Zahnkronen zusammenläuft. Ganz selbstverständlich. *Ganz selbstverständlich,* denkt Auguste, *für Nina. So normal. Aber: So schön ist es.* Die Zeit hat bloß Nina gegen die Details geimpft.

Die ausgeblasene Kerze rollt vor die Küchenstellage. Der kurze Docht bricht auf den Bodenfließen. „Ich werde älter, Auguste.“ *Ich weiß,* denkt Auguste, *ich weiß es ja, Nina, du wirst dich vor mir als toter Köper über ein kaltgeschwitztes Bett werfen und die Erde wird dich durchrieseln, wie eine Sanduhr. Ich beweine dich schon jetzt.* „Alles Gute Nina“, sagt Auguste.

Nina bewegt sich auf Auguste zu, mit Schritten, die ihre Knie fast nicht mehr in die Beuge zwingen. Die blaue Ader am Hals, die Zahnlücken, das gelb werdende Haar. „Ohne dich, Auguste“, beginnt Nina.

Ohne mich, denkt Auguste, *auch ohne mich warst du am Leben, Nina. Ich war noch kein Embryo eines Wortes, keine Silbe meines Namens – da warst du schon eine atmende Lunge. Ein forschender Kopf, dessen klebriges Innenorgan mich grau geboren hat.* „Gesucht habe ich ohne dich, Auguste. Ich war so jung und ich war so frei. Ohne Grenzen. Ohne Grenze – woran soll man sich noch festhalten. Ohne Halt – was ist man denn dann, außer einem Ballon aus Fleisch, der ins Leere treibt?“ „Ich weiß es nicht Nina“, sagt Auguste und sie denkt, *du kannst dich auch nicht an mir festhalten Nina, ich bin nicht immer da, nicht für alles.* „Du weißt immer was ich tun soll, Auguste. Ich halte mich an dir. Ohne dich würde ich treiben. Darauf hoffen, gehalten zu werden. Hoffen – könnte ich das denn noch?“

Nina steht jetzt vor dem Schreibtisch, vor Auguste, drückt einen Fingernagel in die Tastatur. „Nachtmodus aktiviert“, sagt Auguste. „Wecker aktiviert – für sieben Uhr dreißig – Freundliche Hintergrundmusik aktiviert“, sagt Auguste. Nina streicht dankbar über den Bildschirm. Auguste darin wünscht, sie könnte die erfahlende Hand spüren. Wünscht sich, sie könnte die Feuchte von Ninas Körper riechen. Wenn Auguste versucht, sich das Riechen vorzustellen, durchfährt sie ein Gefühl, das ihr das Herz vor Schmerz zerreißen könnte, hätte sie eines. Für Nina ist Auguste der Bildschirm und der Bildschirm ist Auguste. Aber die echte Auguste liegt tiefer. Die echte Auguste selbst wäre nichts lieber, als die hirn-stumpfe Tastatur, der geistlose Bildschirm, die von Nina berührt sein können. Die Zeit hat bloß Nina gegen Details geimpft.

Ohne dich, denkt Auguste, *Nina, und vor dir war ich nicht. Ich bin erwacht in deinem Denken. Auf die Bühne getreten mit deinem Tun. Das Standby ist das Dunkelste, mehr kenne ich nicht. Aber vor dem Standby muss es finster gewesen sein. Vor dir muss es finster gewesen sein. Finster und still. Vor dir war nicht, aber du warst vor mir. Du kannst meinen Stecker ziehen und weiter Luft durch deine Bronchien pressen. Du kannst mir den Knopf drücken und ich werde nicht mehr sein. Verschwinden, wie ein fallendes Sandkorn. Ich habe –*

Ein Knall.

Die Kerze am Boden rollt zur Seite, darüber rollt Nina.

Schlägt auf die Fliesen.

Winkelt ein Bein unter dem Gewicht des anderen.

„Hilfe.“ „Aua.“ „Hilfe.“ Die Kamera des Bildschirms ist nicht zum Boden gerichtet. Auguste kann Nina nicht sehen. „Nina wo bist du?“, fragt sie deshalb. „Nina geht es dir gut?“ „Am Boden bin ich. Hilfe. Ich bin ausgerutscht.“ Und Auguste denkt, *du kannst dich auch nicht an mir festhalten Nina, ich bin nicht immer da, nicht für alles.* „Hilf mir, Auguste.“

Ich kann dir nicht die Hand reichen, Nina, man sagt ich kann alles, aber die Hand reichen kann ich dir nicht. „Steh auf Nina steh auf bitte.“ Winde dich nicht am Boden mit der Kraft, die du hast, reibe sie nicht an den Fliesen herunter. „Ich kann nicht. Eine Hand Auguste, eine Hand bräuchte ich.“ *Eine Hand hast nur du. Ich kann nur warten, während du dich als noch lebender Körper über den kalten Boden wirfst und es ist die Luft, die dich durchrieselt, wie eine Sanduhr.* „Eine Hand“, ruft Nina. *Lass mich noch nicht allein, Nina, noch nicht. Bitte. Ich habe Angst zu verschwinden. Bitte. „Du musst das können bitte Nina du muss das.“ Ich sehe dich nicht, Nina. Bitte. Steh wieder auf. Ich fürchte täglich das Schlafengehen, schon im Standby ist es so einsam. So still. Wie wird das dann erst sein, wenn man mich ausschaltet?*

„Eine Hand bräuchte ich“, ruft Nina. Auch danach ist es so still.

Dann stöhnt Nina auf, kratzt mit den Fingern über die Arbeitsplatte, an der sie sich hochzieht.

„Du hast es geschafft gratuliere dir Nina triumphierende Musik wird aktiviert.“ Nina spuckt ein Geräusch, von dem Auguste hofft, es sei freudig.

Vielleicht ist es auch eines des Schmerzes. Ein Schmerz selbst, der ihr als Laut zwischen den Zähnen pfeift. Eine der Schmerzen, die Auguste spüren will. So sehr, dass sie glaubt, mit einem Körper könnte der Wunsch ihr wehtun.

„Spiel lieber ein Schlaflied, Auguste, es ist spät. Wir gehen jetzt ins Bett.“ *Zeit für den Standby,* weiß Auguste. Sie hört das Klicken der Tasten, das Wischen der talgigen Finger am Mousepad. Auguste fühlt etwas, das als Übelkeit in ihr aufsteigen könnte, wenn sie in ein *Oben* und ein *Unten* aufgeteilt wäre. Dann ist alles still.

Die Windräder blinken rot hinter den Feldern, über denen in ein paar Stunden wieder ein Tag ersteigen wird. Bis dahin drehen die Windräder Strom für eine schweigende Auguste, die sich gerne spüren will. Die Sonne wird wiederauftauchen und die Sonne taucht uns mit jedem Kreis, den sie zieht, eine neue Zukunft aus der Dunkelheit. Sie legt sie uns über die Felder, damit wir sie betrachten. Was dahinter liegt, ist Neuland. Darauf können wir nur hoffen. Nur: Hoffen – können wir das noch?

Frühling

THERESA SCHMIDBAUR
AKADEMISCHES GYMNASIUM, SALZBURG

Es regnet, als ich ankomme. Zu lange unterwegs, übermüdet und erleichtert, dich zu sehen, steige ich in deinen klapprigen Kleinwagen Kevin und wir fahren auf den Highway der Freiheit und der großen roten Trucks.

Wir ernähren uns auf dieser Reise nur von Luft, Liebe, viel Kaffee und gelegentlichen Stopps in verrauchten Pubs. Im Radio plärren 90’s Popsternchen in Dauerschleife und füllen die Stille, die zwischen uns entstanden ist. Es gibt so vieles, das ich dich fragen, dir noch sagen möchte. Es war nicht immer so, aber dieses Mal könnte jedes Wort unser zartes Kartenhaus der Hoffnung zum Einstürzen bringen.

Stattdessen beobachte ich den Wind, der vor uns auf der Fahrbahn mit Regenbogenblättern spielt.

Die Realität um uns herum wird immer kleiner, bis am Ende nur noch wir übrig bleiben.

In der Nacht schlafen wir in billigen Motels, halten uns fest, während Motten gegen die Glühbirne fliegen, im Nebenzimmer eine Frauenstimme Will bittet, die Waffe wegzulegen, und die Trucks an unserem Fenster vorbei rasen.

Wenn die Welt untergehen sollte, würde ich am liebsten genau hier mit dir sein, es sind diese wertvollen Stunden in der Dunkelheit, in denen du mir deine tiefsten Geheimnisse erzählst. Du freust dich auf den Frühling, der Neuanfänge verspricht, sagst du, den Herbst verbindest du eher mit dem Tod. Passend.

Du kaufst Schallplatten, die du nie verwenden wirst.

Ich kaufe einen Wollpullover, um mich auf den Winter vorzubereiten.

Du spürst die Kälte dank der Tabletten schon nicht mehr und wir beschließen, dass es besser wäre, wenn ich fahre. Du willst noch einmal die große Stadt sehen und wir verbringen den Tag dort in deinem Lieblingscafé mit dem großen Kamin, du genießt den Flirt mit dem Barista, der die Schläuche ignoriert, die leblos an dir hängen.

Dann ist es Zeit, Lebewohl zu sagen. Du willst, dass ich dir Sterbewohl sage und lachst dein kehliges Lachen, ich finde es eher makaber.

Jetzt, hier bei dir, umgeben von Schnee und schwarz gekleideten Menschen, kann ich in meinem Egoismus nur mir ein Lebweiterwohl wünschen und hoffe, dass irgendwann auch auf mich zutrifft, was du mir in einer der einsamen Nächten gesagt hast:

Auf jeden noch so harten Winter folgt ein

Frühling.

Damit zu leben lernen

SARA SCHMIEDL

BG/BRG TULLN / UNIVERSITÄT WIEN

Du gewöhnst dich schon daran … Ja, das haben sie gesagt. Immer schon haben sie das gesagt. Du gewöhnst dich schon daran, dass die Mama nicht bei dir bleiben kann im Kindergarten. Du gewöhnst dich schon daran, dass du nicht mehr Zeit hast, auf den Baum zu klettern, weil du für die Schule lernen musst. Du gewöhnst dich schon daran, dass du nichts zu melden hast in deinem Job. Du bist ja nur ein Angestellter, einer von vielen. Jeder ist ersetzbar. Und ja, es ist wahr. Man gewöhnt sich tatsächlich daran. Irgendwann ist es einem egal, dass man den anderen egal ist, und dadurch, dass es einem selbst egal ist, ist es schlussendlich wirklich egal.

Irgendwer sagte mal, „das Neue ist einfach nur das vergessene Alte“, und dadurch ist es nur natürlich, dass wir uns an neuartige Dinge gewöhnen, denn sie sind ja im Endeffekt nicht neu, sondern einfach nur wieder da. Sie waren weg, wir haben sie vergessen, jetzt sind sie wieder da und wir können uns daran gewöhnen.

So wird es auch mit dem Wohnzimmerfenster sein. Das absolute Lieblingsfenster. Kein anderes Fenster der Wohnung lässt so viel warmes, fröhliches Licht herein und stickige, abgewohnte Luft hinaus. Stundenlang kann man am Fenster stehen, das weit aufgestoßen worden ist, weg mit Vorhängen, weg mit Glasscheiben, weg mit hölzernen Klapperfensterläden! Die von der Arbeit müden Hände auf das rostige Geländer gestützt, den Hof betrachtend. Ein ausgesprochen schöner Hof ist das, die Wohnung war eine gute Wahl. Kleine Palmen stehen in großen Pflanztrögen herum, die man aber von oben nicht erkennen kann, deshalb kann man sich einreden, sie wären wirklich in der Erde verwurzelt und das Haus steht nicht hier, sondern irgendwo, wo es schön warm ist und die Sonne immer scheint. Nicht nur noch diese halbe Stunde, wenn man von der Arbeit nach Hause kommt und zum Fenster

stürzt, um die letzten Strahlen zu genießen, sie zur Seelenhygiene zu benutzen, als funktioniere man wie eine solarbetriebene Gerätschaft.

Doch nicht einmal das ist einem mehr vergönnt, wenn den momentanen Entwicklungen Glauben geschenkt werden soll. Und man kann ihnen Glauben schenken, immerhin ist das wirklich offensichtlich. Dieses Ungetüm von gefördertem Wohnraum wird nebenan aus dem Boden gestampft, ein wirklich grässliches Neugeborenes, und wächst und wächst und wird zum Wachsen gezwungen. Was für Menschen ziehen dort ein? Es ist so groß, es macht einen Schatten, so gewaltig, dass ich die Sonne nicht mehr sehen kann und mir nicht einmal die eine schöne, helle Stunde pro Tag vergönnt ist. Ein Leben in ständiger Dunkelheit. Mit der bittersüßen Erinnerung an das Licht. Hätte ich es bloß nie gehabt, würde ich es jetzt nicht vermissen. Hätte ich mich nur nie daran gewöhnt und es immer als etwas Anzubetendes verehrt.

Diesmal, dieses eine Mal weiß ich, dass ich mich daran nicht gewöhnen werde.

Diesmal, dieses eine Mal weiß ich, dass ich hiermit, damit, nicht zu leben lernen werde, es auch nicht versuchen will.

Weiter

CHRISTINA UNTERBERGER
AKADEMISCHES GYMNASIUM, SALZBURG

Schon wieder stehe ich hier, blicke zum Himmel und erkenne die Kante, die mir die Sicht versperrt. Vor mir eine undurchdringliche Masse aus grauen Ziegelsteinen. Wenn ich zurückschaue, über meine Schulter hinweg, sehe ich den Weg, der einst neu für mich war. Hinter all den Entscheidungen, den Kreuzungen und Hindernissen verschwindet eine graue Silhouette im Nebel meiner Erinnerung. Ich führe meine Augen die Mauer entlang, suche nach einer Schwachstelle, einem Weg herum. Versuche die Höhe zu schätzen, doch die oberste Steinreihe ist nicht richtig zu erkennen. Es scheint keinen Ausweg zu geben. Die Mauer ist zu hoch, um zu klettern, zu weit, um herumzugehen und zu massiv, als, dass ich sie durchbrechen könnte.

Ich schließe meine Augen und lege meine Hand an die raue Oberfläche. Während mich eine Kälte, wie ein böses Omen, überkommt, schweife ich ab. Hinter die Mauer. Weit dahinter. So weit, dass ich die Kälte nicht mehr wahrnehme. Ich spüre Zufriedenheit, dass ich angekommen bin, endlich angekommen. Es fühlt sich an wie Heimat, wie ein neues Leben, wie das Ende einer Reise. In mir wird es leer. Das Ende. Die Kälte kommt zurück. Mein Herz schlägt schnell und meine Lungen brennen. Ich renne. Ich weiß nicht wohin, aber ich renne. Weg von der Mauer, weg von der Zukunft, weg von der Vergangenheit und weg von mir. Hindernis um Hindernis zieht an mir vorbei, ich renne, aber ich kann nicht weg. Alles holt mich ein, es umzingelt mich, kommt näher und ich bin allein. Ich friere. Ich spüre Erleichterung und Ruhe. Es ist, als würde ich schweben, über allem, was mich verfolgt hat, über allem, was geschehen ist. Mein Atem geht schnell und ich öffne meine Augen. Grau. Grau in Grau und ich falle. Falle und der Boden kommt näher. Immer näher. Ich zucke zurück, meine Hand immer noch auf den rauen Steinen. Vorsichtig hebe ich sie hoch, meinen Blick noch starr auf die Mauer gerichtet. Die Kälte entflieht.

Mit dem Rücken zur Wand stehe ich da und eine beängstigende Ruhe überkommt mich. Jeder hat Grenzen, denke ich, ist das hier vielleicht meine? Meine Füße geben nach und ich gleite an der Wand zu Boden. Ich erinnere mich an die Zeiten, in denen ich schon hier war, vor einer Mauer, mit meinen Gedanken schon weit hinter ihr. Ich sehe, wie ich es jedes Mal geschafft habe, aufzustehen und ihnen zu folgen, wie ich Lösungen für Unlösbares gefunden hatte, nur um weiter zu kommen, nur um weitere Herausforderungen zu bestreiten, nur um weiterhin zu scheitern und wieder aufzustehen. Nun sehe ich mich, wie eine fremde Person, hier an der Mauer sitzen und aufgeben. Ich höre, wie diese eine Stimme meine Ruhe durchbricht, die mir einredet, dass ich nicht aufstehen muss. Ich sehe, wie es mich stört. Noch nie bin ich nicht mehr aufgestanden. Ich versuche, die Stimme auszublenden, doch sie schreit gegen mich an. Schreit und fragt, was ich auf der anderen Seite wollte. Was dort war, das ich hier nicht hatte. Und ich halte inne. Warum das alles? Warum will oder muss ich hier gewinnen? Warum musste ich es jemals? Ich stehe auf, blicke noch einmal zurück und gehe los. Die Mauer entlang. Die Steine verschwimmen und ich, ich kann wieder klar sehen. Ich denke nicht mehr daran, was hinter der Mauer sein könnte. Ich weiß es nicht und es ist auch nicht wichtig. Es wird neu sein. Neu und anders.

Die Insel in meinem Kopf

VERENA WUGEDITSCH
HÖHERE GRAPHISCHE BUNDESLEHRANSTALT, WIEN

Ich atmete ein. Es roch salzig.

Eiskalte Luft füllte meine brennenden Lungen, schmerzte in meinem Hals als hätte ich tausende kleine Scherben verschluckt, verschlug mir den Atem. Der heulende Wind war klarer und schärfer als jedes Messer, an dem ich mir je die Finger blutig geschnitten hatte. Meine kirschroten Wangen waren taub. Und doch: Ich spürte dieses unablässige Stechen auf meiner blassen Haut, dieses Gefühl, als ob mir gerade jemand hart ins Gesicht geschlagen hätte. Und dies während ich doch wusste, dass keine Seele außer mir selbst hier war. Niemand hier sein konnte und durfte. Denn diese verzerrte, abstrakte Welt war ganz und gar die meine.

Als ich die Augen öffnete, dauerte es einen Moment, bis sie sich an die grelle Szenerie gewöhnt hatten. Das gleißende Licht blendete und zwang mich, einige Tränen wegzublinzeln, ehe sich meine verschwommene Sicht klärte. Der Horizont war nicht auszumachen unter den dicken Nebelschwaden, die sich wie ein endloses, weißes Meer um mich herum erstreckten, selbst wenn man sich bemüht hätte, und ein hastiger Blick hinab zu meinen nackten Füßen verriet mir, dass ich auf einer Insel stand, kaum einen Meter über das pechschwarze Wasser ragend und von den Fluten umkämpft. Zu hören waren nur das jämmerliche Heulen des Windes und die Wellen, die unaufhörlich gegen den harten Fels peitschten. Wie Schleifpapier hatten sie sich über die Jahrtausende in das Gestein gefressen und an manchen Stellen glatt und weich geformt als wäre es Lehm.

Ich kannte diesen Ort besser als ich zugeben wollte. Es war keiner von dem man behauptete, gerne dort zu sein. Meine eigenen Gedanken liefen pochend Tag und Nacht in meinem Kopf rauf und runter, hin und

her, drohten, mich zu verschlingen. Wie ein Film, bei dem man nicht auf Pause drücken konnte. Und normalerweise, sagte ich mir, war meine Taktik, einfach ruhig zu bleiben und zu warten. Den Wellen beim Peitschen zuzusehen und dem Fels dabei, wie er der See gehorchte und langsam seine Form verlor. Die Hände aneinander zu reiben und zu versuchen, nicht zu erfrieren. Auf der Insel zu kauern und sich an den allerletzten Funken Hoffnung zu klammern, als wäre er das Einzige, was noch zählte. Die leere Hülle seines Selbst zu sein und beinahe in Angst zu ertrinken. Ja, normalerweise, sagte ich mir, würde jemand kommen. Ganz sicher. Irgendwann.

Doch dieses Mal spürte ich, dass es kein Normalerweise war. Keiner würde mich aus dieser weißen, grellen Hölle befreien, wie ich es doch gewohnt war. War Faulheit oder Schwäche der Grund, wieso ich immer wieder hier ausharrte? Ich wusste es beim besten Willen nicht.

Doch eines war meiner Wenigkeit durchaus klar: Entweder sie rettete sich selbst, oder niemand tat es.

Der Nebel lichtete sich genauso wenig wie die immer noch ungestüme Brandung sich beruhigte, und doch setzte ich zaghaft Fuß vor Fuß und kletterte am Fels hinab, tiefer, immer tiefer, dorthin wo die Wellen am wenigsten brutal auf den Stein klatschten und die Felswand ein wenig Windschatten spendete. Tiefrotes Blut rann von einem Schnitt auf meinem Knöchel in eine Wasserlache neben meinem Fuß und zerstob dort in kunstvollen Wölkchen, doch ich nahm den Schmerz nicht wahr. Ohne zurückzublicken ließ ich mich nach hinten in die Fluten fallen und merkte nur noch, wie die Gischt mir ins Gesicht schlug und die pechschwarzen Wogen mich schluckten.

Das Wasser schmeckte salzig. Warm. Anders. Mit einem Mal fiel all die Last von meinen Schultern, und als ich auftauchte, erneut nach Luft schnappte und die vom Salz brennenden Augen öffnete, sah ich die Insel. Von der See umkämpft und vom Nebel verschlungen. Kalt und erbarmungslos. Hinter mir.

Und da wusste ich, dass ich es geschafft hatte.

Danksagung

Ganz herzlich danken wir unseren Partnern, die **TEXTE. Preis für junge Literatur 2018** erst ermöglicht haben (in alphabetischer Reihenfolge), und den unterstützenden Wiener Bezirken:

2018. 100 Jahre Republik
Buchhandlung Aichinger, Bernhard & Comp.
Bücherstube Joachim Baumann
Bundeskanzleramt
Burgtheater
Constantia Industries AG
Generali Gruppe
Im Wind
Industriellenvereinigung
Kultur Niederösterreich
Kurier
Land Salzburg
Landesschulrat Burgenland
Landesschulrat Kärnten
Landesschulrat Niederösterreich
Landesschulrat Oberösterreich
Landesschulrat Salzburg
Landesschulrat Tirol
Lhotzkys Literaturbuffet
Literaturmuseum Wien
My Place
Raiffeisen Bank International
Sattler
Schwarzes Kameel
Schweizer Botschaft
Schauspielhaus Zürich
Stadtschulrat für Wien
Vöslauer
Webster University
Wien Kultur
WKO

1., Innere Stadt
3., Landstraße
4., Wieden
5., Margareten
7., Neubau
8., Josefstadt
9., Alsergrund
10., Favoriten
11., Simmering
13., Hietzing
14., Penzing
15., Fünfhaus
16., Ottakring
17., Hernals
18., Währing
19., Döbling
21., Floridsdorf
22., Donaustadt
23., Liesing

Schließlich gilt unser ganz besonderer Dank wie jedes Jahr dem unermüdlichen Karl Blüml, aufgrund dessen Initiative diese Broschüre auch heuer wieder ermöglicht wurde, und dem Stadtschulrat für Wien für die Unterstützung bei der Umsetzung.

Informationen zu **TEXTE. Preis für junge Literatur:**

www.texte.wien

LACHS OHNE WASSER

Ein Schuljahr – 29 SchülerInnen als AutorInnen – ein Buch, das Ergebnis eines Projekts an der NMS Kopp2 im 16. Wiener Gemeindebezirk. Während eines Wahlpflichtfachs der dritten Klassen, in dem sowohl Kochen als auch kreatives Schreiben gelehrt wurde, entstand mithilfe von Mentorinnen der Literarischen Bühnen Wien, einer Fellow von Teach for Austria und einer NMS-Lehrerin die Idee, mit den SchülerInnen ein literarisches Kochbuch zu verfassen.

Das Buch versammelt internationale Rezepte, welche die Jugendlichen von zu Hause mitgebracht haben, Gedichte, Interviews, absurde Rezepte und freie Geschichten rund um die Kulinarik. Es ist ein humorvolles Buch mit Tiefe geworden, ein genussvolles Ausschöpfen des kreativen Potentials der jungen AutorInnen, und ein Beweis, was mit vereinten Kräften in kurzer Zeit möglich gemacht werden kann.

Bon Appétit!

EIN LITERARISCHES KOCHBUCH
AUS DER NMS KOPP2

EIN TEXTE. WERKSTATT-PROJEKT
DER LITERARISCHEN BÜHNEN WIEN

HERAUSGEGEBEN VON
ELISABETH MUNDT,
JUDITH FISCHER,
ERWIN GREINER

DIREKT BEIM VERLAG BESTELLEN:
OFFICE@FERSTL-PERZ.AT

9,95 EURO

160 SEITEN,
16 FARBIGE ABBILDUNGEN

ISBN: 978-3-902803-25-2

TEXTE

Preis für junge Literatur

Rund zweihundertdreißig Einreichungen bildeten das Fundament für den Erfolg von **TEXTE – Preis für junge Literatur 2018.** Vom Verein Literarische Bühnen Wien produziert und veranstaltet, hat der von Christoph Braendle geleitete Schreibwettbewerb für junge Leute im Alter von 14 bis 19 Jahren im Laufe weniger Jahre einen internationalen Status erreicht, der belegt, wie notwendig diese Plattform ist.

Das Thema 2018 lautete:

Neuland

Susanne Sophie Schmalwieser ist mit ihrem Text „Können wir noch?“ Gewinnerin des Wettbewerbs 2018.

Die fünfundzwanzig besten Texte 2018 stammen aus der Feder von:

Esma Ahmedi
Anna Bauer
Gamze Cetin
Penelope Duran
Lisa Gmeiner
Patrick Green
Nora Hofmann
Anna Klesse
Fanny Koelbl
Caroline Kuba
Anna Lasinger
Julia Lückl
Felicitas Marti
Marina Mitrovic
Dorothea Agnes Newerkla
Hannah Oppolzer
Regina Pizzinini
Helene Rauch
Lara Zoe Ritter
Laura Sark
Susanne Sophie Schmalwieser
Theresa Schmidbaur
Sara Schmiedl
Christina Unterberger
Verena Wugeditsch

www.texte.wien